



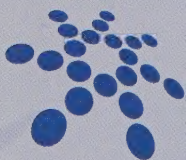
Claims Conference Holocaust Survivor Memoir Collection

Access to the print and/or digital copies of memoirs in this collection is made possible by USHMM on behalf of, and with the support of, the Conference on Jewish Material Claims Against Germany.

The United States Holocaust Memorial Museum respects the copyright and other intellectual property rights associated with the materials in its collection and makes good faith efforts to determine the copyright status of such materials. The Museum has a good faith belief that the materials in this collection may be made publicly available. The Museum welcomes additional information about copyright status. If you have additional information or concerns about the copyright ownership of materials in this collection, please contact the Museum's Library by phone at 202-479-9717 or by email at reference@ushmm.org.

„MEIN HERZ FRIERT, WENN ICH DEUTSCH HÖRE...“

Aus den Aufzeichnungen
von Henny Markiewicz-Simon,
geb. Rosenbaum



Schriftenreihe der
Mahn- und Gedenkstätte Ahlem – Band 4

Region Hannover

Herausgeber: Region Hannover
Hannover 2006

Redaktion: Martina Mußmann, Gabriele Lehmberg,
Team Kultur

Satz: Renate Kniesick, Team Kultur

Layout: Team Gestaltung

Druck: Team Druck

„Mein Herz friert, wenn ich Deutsch höre...“

Aus den Aufzeichnungen
von Henny Markiewicz-Simon,
geb. Rosenbaum

Schriftenreihe der
Mahn- und Gedenkstätte Ahlem – Band 4



Henny Simon

Quelle: Gabriele Lehmberg

Geleitwort

Im Jahr 2002 hat die Region Hannover den ersten Band einer neuen Schriftenreihe der Mahn- und Gedenkstätte Ahlem herausgegeben. Die Broschüre mit dem Titel „...und eigentlich wissen wir selbst nicht, warum wir leben... Aus dem Tagebuch von Lore Oppenheimer“ erinnerte stellvertretend an das Schicksal vieler jüdischer Kinder, Frauen und Männer im Alter zwischen 4 Monaten und 81 Jahren, die am 15. Dezember 1941 in das Ghetto Riga und von dort in andere Konzentrationslager deportiert worden waren.

Mit den Berichten von Gerd Landsberg und Nachum Rotenberg - beide basierend auf filmischen Gesprächen mit Matthias Horn-dasch - konnte die Reihe fortgesetzt werden. Auch diese Zeitzeugen haben unter der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten Unvorstellbares erdulden müssen und konnten doch, für beide bis heute unfassbar, irgendwie das Grauen überleben. Nur Wenigen war das vergönnt.

Die Region Hannover stellt sich ihrer Verpflichtung, dem drohenden Vergessen solchen Leids entgegenzuwirken. Erklärtes Ziel ist es, insbesondere Jugendliche anzusprechen und ihnen die Gefahren bewusst zu machen, die aus der Diskriminierung von Minderheiten entstehen können.

Nichts hat dabei größere Überzeugungskraft als ein authentisches biografisches Zeugnis. Umso wichtiger ist es, dazu beizutragen, dass die Worte der wenigen Überlebenden gehört oder gelesen werden.

Die Region Hannover ist Frau Henny Simon außerordentlich dankbar, dass sie bereit war, ihre ursprünglich für Vorträge vor amerikanischen Studenten niedergeschriebenen Erinnerungen an den Holocaust jetzt zur Veröffentlichung in der Schriftenreihe der Gedenkstätte Ahlem zur Verfügung zu stellen. In eindringlicher Weise beschreibt sie ihren persönlichen Leidensweg von einem „ganz normalen Leben“ als Mitglied der großen jüdischen Gemeinde Hannovers über die Verhaftung des Vaters, das erste einschneidende Erlebnis in der Zeit des Nationalsozialismus, bis hin zum täglichen Überlebenskampf im Ghetto Riga und in verschiedenen Arbeitslagern.

Nach der Befreiung kam Frau Simon noch einmal nach Deutschland und lebte bis zu ihrer Auswanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika im November 1949 erneut in Hannover. Als sie Deutschland endgültig verließ, wollte sie nie wieder hierher zurückkehren.

Doch es gelang ihr, im Laufe der Jahre ihre Vorbehalte gegenüber Deutschland und gegenüber der Stadt, in der sie geboren worden war, zu überwinden. In einem 1991 von einem NDR-

Team aufgezeichneten Interview bekannte sie: „Mein Herz friert, wenn ich Deutsch höre. Aber mein Verstand sagt mir: nein, du musst erst sehen, wer der Mensch ist.“

Inzwischen war Frau Simon mehrere Male wieder in der Region Hannover und hat damit eine Brücke aus der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft geschlagen. Mit ihrem persönlichen Engagement setzte sie ein Zeichen der Versöhnung. Dafür gebühren ihr große Anerkennung und großer Dank.

Mein Dank gilt aber auch jenen, die die Lebenserinnerungen Frau Simons zu einer Broschüre aufbereitet haben, die tiefe Betroffenheit auszulösen vermag.

Hannover, im Juli 2006

Dr. Michael Arndt
Regionspräsident

Vorwort

1985, also 40 Jahre nach meiner Befreiung, brachte ich den Mut auf, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Die ganzen Jahre hatte ich versucht, das Grauen der Nazizeit zu vergessen. Nicht einmal mit meinen Kindern sprach ich darüber. Zwar wussten sie, dass ich im Konzentrationslager und in verschiedenen Arbeitslagern gewesen und meine Mutter von den Nazis ermordet worden war, doch mehr auch nicht.

Wie kann man die ständige Angst um sein Leben, den Hunger, die Kälte und die unmenschliche Behandlung aus seinem Gedächtnis wischen? Unmöglich! Dass ich den Holocaust überleben würde und wieder ein normales Leben führen könnte, hätte ich nie geglaubt. Ich war wieder mit meinem Vater zusammen, der bis zu seinem Tod im Jahr 1966 bei uns lebte, und ich habe meine Kinder und Enkel hier. Wir fanden in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat. Ich bin dankbar, dass mir dies alles noch beschert worden ist.

Dennoch kann ich den folgenden Vorfall aus der Zeit nach dem Krieg in Hannover nicht vergessen. Wir kamen damals aus dem Kino und sprachen mit einigen Bekannten, die wir dort trafen. Plötzlich pöbelte uns ein deutscher Mann an: „Hitler hätte euch alle vergasen sollen.“ Mit diesen Worten im Kopf wollte ich nie wieder zurück nach Deutschland.

Als mein Mann, Abram Markiewicz, 1976 starb, machte ich aber doch eine Reise nach drüben, um meine Verwandten wiederzusehen. Als ich im Autobus fuhr und nach 27 Jahren wieder Deutsch sprechen hörte, krampfte sich mein Herz zusammen. In jeder älteren Person sah ich meine Peiniger, denn ein überzeugter Nazi ändert seine Einstellung nicht. Am liebsten wäre ich gleich wieder umgekehrt.

Im Dezember 1991 wurden wir wenigen Überlebenden des ersten Transports nach Riga zum 50. Jahrestag der „Umsiedlung“ von der Stadt Hannover eingeladen. Nach einigen Telefongesprächen mit den geladenen „Ehemaligen“ wurde beschlossen, der Einladung zu folgen. Ich muss sagen, wir alle gingen mit schwerem Herzen, denn keiner konnte die Vergangenheit vergessen. Doch dank des verständnisvollen und freundlichen Empfangs durch Herrn Oberbürgermeister Schmalstieg und seine Mitarbeiter war es uns möglich, nach 50 Jahren wieder aufeinander zuzugehen.

Wir Überlebenden des Holocaust sind heute alle schon in hohem Alter und wenn wir, die Augenzeugen, nicht über diese schreckliche Zeit berichten, wird sie in ein paar Jahren in Vergessenheit geraten sein. Ich fühle, ich bin es meiner Mutter, meiner Familie, den Freunden und Bekannten, die wegen ihres jüdischen Glaubens ermordet wurden, schuldig. Ist es möglich, dass ich nur überlebt habe, um hierüber zu berichten?

Als ich 1991 in Hannover war, übergab ich der Gedenkstätte Ahlem viele Fotos und auch einen Brief, den ich 1945 an meine Verwandten geschrieben hatte. Ich freue mich sehr, dass dieser Brief sowie meine Erinnerungen an die schreckliche Nazizeit von der Region Hannover jetzt veröffentlicht werden, zumal meine Memoiren das Schicksal vieler europäischer Juden während des Holocaust beschreiben.

Der Region Hannover, insbesondere Herrn Regionspräsidenten Dr. Arndt und seinen Mitarbeiterinnen Frau Lehmberg und Frau Mußmann, bin ich dafür sehr dankbar.

40 Jahre lang habe ich geschwiegen, vergessen konnte ich nie. Ich glaube, dass ich im Namen der Überlebenden spreche, wenn ich Ihnen allen unsere Hände in Freundschaft reiche. Meine Hoffnung bleibt, dass sich der Spruch aus der Bibel, Jesaja, Kapitel 2, Satz 4, erfüllen möge: „Und er wird richten zwischen den Nationen und für viele Völker Recht sprechen. Dann werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Speere zu Winzermessern. Nicht [mehr] wird Nation gegen Nation das¹ Schwert erheben, und sie werden den Krieg nicht mehr lernen.“

Henny Simon

¹ zit. nach www.joyma.com/elberfe.htm

Einleitung

Mit dem Brief, den Henny Markiewicz-Simon 1945 von Hannover aus an ihre Verwandten in Übersee schrieb, ist ein seltenes Zeitzeugnis erhalten geblieben, das sowohl die während der NS-Zeit erlebten Schrecken wiederzugeben sucht als auch Ausdruck der aufkeimenden Hoffnung auf ein neues, besseres Leben ist. Für die Verfasserin selbst stellt es ein „Meisterwerk“ dar, wie sie es stolz nennt: „Ein Brief von 12 handgeschriebenen Seiten, der erste in meinem Leben.“²

Heutige Leser beeindruckt der Brief aufgrund der zeitlichen Nähe zu den Ereignissen vor allem durch seine Authentizität. Mit einer irritierenden Sachlichkeit schildert Frau Simon ihre Erlebnisse von der Deportation nach Riga über die Aufenthalte in verschiedenen Lagern bis hin zum Leben nach der Befreiung. Sie klagt nicht. Sie informiert ihre Angehörigen vielmehr in einer geradezu „nüchternen“ Art und Weise über das, was ihr in den Jahren von 1941 an widerfahren ist. Derselbe Pragmatismus, mit dem es ihr gelang, die Gräueltaten der Nationalsozialisten irgendwie zu überleben, spiegelt sich in dem Brief wider. Man spürt deutlich, dass die junge Frau, die gerade erst der Hölle entkommen war, noch nicht in der Lage ist, das ganze Ausmaß des erlebten Leides in Worte zu fassen. „Das, was ich schrieb,“ so

² vgl. die nachfolgende Abschrift des Briefes, S. 32

erklärt sie, „ist von dem Traurigen, was ich überlebte, nur ein Bruchteil, denn solche Grausamkeiten kann man nicht niederschreiben, das kann man nur durchmachen.“³

Zugleich ist der Brief geprägt von einer optimistischen Grundhaltung. Er lässt erkennen, dass das jung verheiratete Paar Markiewicz den Blick in die Zukunft richtet, in ein gemeinsames Leben außerhalb Deutschlands, außerhalb Europas. Die Vergangenheit wollen beide hinter sich lassen. „Hier bleiben wollen wir nicht. Zwar sind heute alle ins Gesicht freundlich, aber der Antisemitismus ist nicht auszurotten“, so lautet die Überzeugung der jungen Henny.⁴ In Amerika wird sie sich, wie sie hofft, von den Schatten ihrer Vergangenheit lösen können.

Vierzig Jahre später muss sich Henny Simon jedoch eingestehen, dass es „einfach nicht möglich“ ist, das Grauen zu vergessen.⁵ Vierzig Jahre lang hat sie geschwiegen. Dann entschließt sie sich, ihre Erinnerungen an die Zeit im Ghetto und im Konzentrationslager jungen Menschen mitzuteilen. Sie setzt sich erstmals bewusst mit der eigenen Vergangenheit auseinander und stellt fest, wie schwer es ihr trotz der zeitlichen Distanz fällt, „über die Verfolgung unter der Naziherrschaft zu sprechen“.⁶

³ ebd.

⁴ ebd., S. 29

⁵ vgl. die Memoiren Henny Simons, S. 33

⁶ ebd.

Die Memoiren, die Frau Simon nun niederschreibt, zeugen - anders als der Brief - stärker von Reflexion und nachträglicher persönlicher Bewertung der Ereignisse in Riga und an den folgenden Aufenthaltsorten. Sie ordnen die Erlebnisse in Zusammenhänge ein und verlieren dennoch nicht an Lebendigkeit. Dadurch sind die Memoiren nicht als reine Wiederholung des Briefinhalts zu betrachten, sondern als Ergänzung und Vertiefung der 1945 aufgezeichneten Aussagen.

Eine nochmals andere Perspektive in der Bewältigung des persönlichen Schicksals bieten die von Frau Simon festgehaltenen Eindrücke zweier Reisen nach Riga, die sie gemeinsam mit Kindern und Enkelkindern 2002 und 2003 unternahm. Das Wiedererkennen der Orte des Schreckens rief Erinnerungen wach, die lange Zeit verdrängt gewesen waren. Hinzu kam, dass Henny Simon die Erklärungen ihrer Lettisch, Russisch und Deutsch sprechenden Dolmetscherin für die Kinder und Enkel ins Englische übersetzen musste. Das empfand sie, wie sie später in ihrem Bericht über diese Reise in die Vergangenheit bekennt, als „äußerst anstrengend für mich, zumal die Begegnung mit meinem Leidensweg in Riga mich schon sehr mitnahm“.⁷

⁷ vgl. „Meine Reise in die Vergangenheit“, S. 103

Der zweifellos schwierigste Teil der Reise von 2002 war sicher die Fahrt zum Mahnmal im Wald von Bikernieki - dorthin, wo neben anderen Verwandten, Freunden und Bekannten auch Frau Simons Mutter, Jenny Rosenbaum, geb. Jacobowitz, erschossen worden war. Und doch stellte gerade dieser Besuch eine besonders wichtige Erfahrung für Frau Simon dar: „Dies war ein schwerer Weg, doch es zog mich zu den Gräbern unserer Ermordeten. Ich glaube, es war sozusagen ein Abschluss für mich.“⁸

Das Erlebnis, in Bikernieki von der Mutter Jahrzehnte nach deren Ermordung Abschied nehmen zu können, hat Frau Simon tief bewegt. Umso verständlicher ist es, dass sie bei einem späteren Aufenthalt in der Mahn- und Gedenkstätte Ahlem das Bedürfnis hatte, den Eintrag im dort ausliegenden Gedenkbuch für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung zu korrigieren. An die Stelle des Vermerks „verschollen“ hat sie den handschriftlichen Hinweis gesetzt: „am 22. April von KZ Kaiserwald im Bikernieki Walde mit Tausenden anderen Juden erschossen“.⁹

Mit der redaktionellen Zusammenführung aller drei Erinnerungstexte Frau Simons - des Briefs, der Memoiren und der Reiseberichte - kann anschaulich dokumentiert werden, welche Stufen

⁸ ebd., S. 106

⁹ Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945. Bundsarchiv Koblenz und Internationaler Suchdienst Arolsen. Bd. 2, S. 1215

im Prozess der Bewältigung des erlebten Traumas die Autorin in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens durchlief. Frau Simon hat sich ihrer Vergangenheit gestellt. An junge Menschen weiterzugeben, was sie erlebt und erlitten hat, ist ihr ein wichtiges Anliegen geworden.

Bei der Bearbeitung des Manuskripts sollten die Authentizität der Aufzeichnungen so weit als möglich gewahrt und die Texte nicht durch Interpretationen oder Kommentare ergänzt werden. Daher wurde der Brief lediglich transkribiert, ansonsten aber als Zeitdokument aus dem Jahr 1945 im Originalwortlaut belassen. Bei den Memoiren hingegen waren im Sinne einer besseren Lesbarkeit behutsame orthografische und grammatikalische Änderungen vorzunehmen. Die Schreibweise von Ortsnamen wurde dabei allerdings nicht verändert. Gleiches gilt für die in Auszügen wiedergegebenen Reiseberichte. Die Textinhalte blieben weitgehend unberührt.

So versteht sich diese Broschüre - wie schon die vorausgehenden Bände der Schriftenreihe - als eindrucksvolles Zeugnis subjektiver Erinnerungsarbeit, aber auch als Mahnung einer Überlebenden an die nachfolgende Generation.

Martina Mußmann

nicht mehr weiter, die Russen sind 2 Meilen von "Korn" so
 dauerte es bis Punkt 1/2 11 Uhr ein Russ, alle Tische gelin-
 auf. Wir sind gerettet!! Wir haben unsern Befehlern mit dem
 Später erfahren wir, dass geplant war, uns noch darsellen
 lag unszubringen. G. S. D., die Russen vereitelten diesen aufständigen
 Plan. Wir gingen nun Gruppenweise los, um uns bei Polen
 einzugnaden. In den 10 Tagen sahen wir, welche Menschen
 ein Bett, ein richtiges weinleognes Bett! Wir können sogar
 "am Tisch essen." So ging unser Gespräch. Bei unseren Wirt-
 lanten waren auch Russen eingquartiert, darunter ein jüd. Korn-
 warden, er hat uns alles vorgezeigt. Essen und Trin-
 kung. Später haben wir zu 7 Frauen nach Bromberg, wo wir
 noch 10 Tage lebten. Unser Essen holten wir uns aus den besten
 Wohnungen. Alles Reste von den Deutschen. Die sind natürlich
 geflohen. Wir haben wollten nun versuchen, obschon eine
 Möglichkeit ist, nach Haus zu kommen. Wir hörten, dass in
 Warschau ein jüd. Committee sei. Also, auf nach Warschau!
 Hier trafen wir uns. Ich blieb nur mit Putti Israel,
 früher bei Dr. Rosenblatt, zusammen. Der in Warschau nichts
 zu erwarten war, haben wir auf eigene Faust, nachdem wir
 uns Versorgung hatten geben lassen, nach Lodz. Wir hatten
 nämlich gehört, dass sehr viele Männer dort waren und keine
 Frauen. So dachten wir uns, im Kornsalt für Essen und
 Trinken zu arbeiten. Bekannte Mädel, die wir unterwegs trafen,
 hatten schon Unterkunft und nahmen uns beide mit. Den
 nächsten Tag bekam ich gleich eine Stelle bei einer Partisanerin.
 etwas nähen, waschen sauber machen, ebenso Putti. So schlugen
 wir uns einige Wochen durch. -
 Nun will ich Euch auch erzählen, wie ich meinen Abraham
 kennen lernte.
 Ich hatte gerade keine Unterkunft, da kommt ein Herr aus der
 Provinz. Er sucht eine Hilfe und Gesellschaftin. Putti, die
 bei einem Schneider arbeitete, sagte. Du, Henny, das ist was

Auszug aus dem Brief der knapp zwanzigjährigen Henny Simon
 an ihre Verwandten

Hannover 1945 ¹⁰

Meine lieben Amerikaner, Afrikaner und Chinesen!¹¹

Gleich nach der Ankunft Eures lieben Briefes setze ich mich hin, Euch zu schreiben. Nein, habt Ihr mir eine Freude bereitet. Nun will ich Euch dieses Mal auch ganz ausführlich berichten; will gleich von Eurem Anbieten Gebrauch machen, und Euch bitten, diesen Brief durchzuschlagen und an Papa, sowie an Onkel Siegfried weiterzuleiten. Ich glaube, es ist der sicherste Weg. Ich will mir auch einen "typewriter"¹² zulegen, fuer mein Akkordeon, welches ich verkauft habe. Uebrigens in Eurem Brief vermisste ich ein Lebenszeichen von Ilse, Onkel Arnold und Kurt, ebenso Onkel Siegmund [A.]. Sind sie nicht im Land der unbegrenzten Moeglichkeiten? Ich denke, das letzte Lebenszeichen datierte von 1941.

Am 5. Dezember sollte Tante Frieda¹³ fahren, aber leider fuhr sie mit uns, und zwar schon am 12. Dez. "ins Blaue". In Ahlem war

¹⁰Die Transkription des Briefes wurde von Frau Simon erstellt. Zum besseren Verständnis des Textes sind einige Anmerkungen der Redaktion ergänzt.

¹¹Mit dieser eher scherzhaft gemeinten Anrede wandte sich Henny Simon an ihre nach Amerika, Afrika und China emigrierten Verwandten.

¹²Schreibmaschine

¹³Frieda Blaut, geb. Adler, geb. 19.5.1893 in Hohnhorst, letzte bekannte Anschrift (LA): Hannover, Ohestr. 8 („Judenhaus“), gest. 10.8.1942 in Riga (aus: Schulze, Peter, Namen u. Schicksale der jüd. Opfer des Nationalsozialismus aus Hannover, Hannover 1995). Henny am 16.7.2004: Tante Frieda ist umgekommen.

Sammellager. Von dort wurden wir in einen langen versiegelten Personenzug gepackt, nachdem wir unser "grosses Gepaeck" (pro Person 1 Koffer und Rucksack) im Gepaeckwagen verstaut hatten. So ging es drei Tage und Naechte, wohin weiss keiner. In der dritten Nacht stehen wir auf einer Station. An Ausruecken ist nicht zu denken. Ueberall Wache mit Maschinengewehr. Als wir sahen, dass man den Gepaeckwagen abhaengte, glaubten wir, unsere letzte Stunde hat geschlagen. Aber leider oder G. s. D. war das der Anfang eines Lebens von Angst und Schrecken, den Tod immer vor uns.

Am Morgen des 4. Tages hiess es: "Alles raus aus dem Zug, zu Vieren aufstellen. Wer nicht gehen kann soll fahren. Das Handgepaeck koennt Ihr im Wagen lassen, das wird mit Lastwagen abgeholt." Ich sage: "Mama, fahr nicht, nimm das bisschen Kram, was Du noch hast und reiss Dich zusammen. Sieh, man schieisst, die Menschen im Auto sehen wir nicht mehr wieder." Und wie ich gesagt, so war es. Mama ging, ich half so gut ich konnte. Herr Froehlich¹⁴ und Frl. Petzon gingen auch. Herr F. half mal Mama, mal Frl. P. Er hatte seine Sachen gelassen und uns geholfen. So kamen wir nach etwa einstuendigem Marsch unter dem Geschrei, Geschiesse und Schlagen der SS ins Ghetto Riga.

¹⁴ Hermann Fröhlich: geb. 9.5.1884 in Dülken, Krs. Kempen-Krefeld, LA: Hannover, Ohestraße 8, Todesdatum (TD): 1942, Salaspils; Olga Petzon: geb. 7.8.1890 in Hannover, LA: Hannover, Ohestraße 9 (aus: Buch der Erinnerung, bearb. v. Wolfgang Scheffler u. Diana Schulle, München 2003)

Das Ghetto war eine kleine Stadt fuer sich. Rund herum doppelter Stacheldraht und eine Postenkette. Hier empfingen uns dann schon Juden vom Koelner und Bielefelder Transport. Jeder Transport hatte einen Block Haeuser. Wir wurden in ein leeres Viertel gefuehrt und konnten nun selbst uns ein Zimmer suchen. Herr F. ging gleich los und wir wohnten dann alle zusammen auf einem kleinen Zimmer im 3. Stock, Herr F., Frä. P., eine Frau Zierer¹⁵ mit Sohn, Mama und ich. Die Menschen, die vorher darin wohnten, hatte man bis auf 4000 Maenner alle umgebracht. Es war Alles zerstoeert. Bis wir etwas Ordnung hatten, dauerte ein paar Stunden. Tante Frieda wohnte im Hause gegenueber, auch mit 8 oder 10 Personen in einem Zimmer mit Kueche.

Nun kam die Essensfrage. Zuteilung gab es keine. Man musste in die leeren Haeuser, die es ueberall gab, gehen und organisieren. Wurdest Du erwischt, warst Du ein Kind des Todes. Unsere Parole war sowieso: "Leben oder Sterben".

Nach 3 Tagen ging der erste Transport von Maennern nach Salaspils, ein Vernichtungslager. Darunter besagter Sohn Arno Zierer und Herr Froehlich. Beide kamen nicht zurueck. Herr F. wurde mit einem Transport ins Jenseits befoerdert (in Massen

¹⁵Else Zierer: geb. 13.5.1889 in Wien, LA: Hannover, Ohestraße 9; Arno Löwenstein: geb. 16.5.1921 in München, LA: Hannover Ohestraße 9, TD: 1942, Salaspils (ebd.)

erschossen) Arno durch den Strang hingerichtet, weil er Hunger hatte und Sachen gegen Lebensmittel eingetauscht hatte. Im Ghetto bekamen wir in der 2. Woche pro Tag eine Scheibe Brot. Wer Arbeiten ging, d.h. bei 35 Grad Frost im freien Feld Bretter schleppen oder sowas, 2 Scheiben. Ich erfror mir die Fuesse und musste krank feiern. Organisieren konnte ich auch nicht mehr gehen, weil ich nicht mehr flink auf den Beinen war. Mama erkrankte auch (Herzschwaechte, Guertelrose und Venenentzündung). Haetten wir nicht [W.s] und Eure gute Schwester gehabt, wir waeren beide verhungert. In Tante Friedas Gemeinschaft kamen die Maenner nicht fort und konnten organisieren gehen. Dadurch hatte sie etwas zu Essen. Dann Frau [M.] nicht zu vergessen. Ihr gab ich Einiges mit zum Tauschen. Sie arbeitete ausserhalb des Ghettos und kam mit Letten zusammen. Auch ein Zuschuss in die Kueche. So ging das bis Ende Maerz, dann fing man an, etwas Lebensmittel auszugeben. Was man auf eine Woche gab, reichte hoechstens 3 Tage. Aber satt war man dann auch nicht. Aus meinen Fuessen ging der Eiter durch das waermere Wetter endlich raus und konnte ich mit einer Sandalette und einem Schuh arbeiten gehen. Ich sah so schlecht aus, dass ich bald ein ziemlich gutes Komando bekam. Jetzt ging es uns etwas besser, d.h. mir. Soldaten schenkten mir Brot. Ich tauschte fuer Andere, hatte fuer mich 25 % davon. Mit Mama war es schlimm. Die Aerzte hatten ihr noch hoechstens 2 Wochen gegeben. Leider hatten sie sich verrechnet. Mama's zaehe Natur brachte sie nach einem Jahr wieder aus dem Bett.

Sie konnte schon nicht mehr laufen, aber mit der Zeit wurde sie wieder soweit hergestellt, dass sie den Haushalt besorgen konnte. Vorher musste ich das noch alles tun nach der Arbeit 6 Uhr abends. Na, wir brauchten nicht mehr zu Hungern.

Nun glaubt nur nicht, es war eine ruhige Zeit. Nein, alle paar Wochen Aktionen. Bei der ersten Aktion kam Frl. Petzon mit. Mama hatte immer Glueck. So gingen 2 Jahre vorbei. Man organisierte, tauschte, man ass, was man hatte. Wurde man gefasst, war es aus. Morgens ging ich fort von Mama, ob ich sie abends wiedersehen wuerde, wusste ich nicht. Menschen wurden aufgehängt. Ein Schild am Galgen: "Wer tauscht, bringt sich und fuenf Kameraden in Gefahr." Auf Tauschhandel ruhte Todesstrafe. Und doch taten wir es, der Tod schreckte uns nicht mehr. Wir wussten, aus der Hoelle gibt es kein entrinnen mehr, es kommt nur darauf an, wer es am laengsten aushaelt.

So vergingen 2½ Jahre. Es folgte die Aufloesung des Ghettos. Jedes Komando musste an der Arbeitsstelle untergebracht werden. Ich kam mit Mama und Tante Frieda zusammen nach "Riga Strasdenhof". Ein Arbeitslager. Parole: "Du arbeitest nicht um zu leben, Du lebst um zu arbeiten." Mama und Tante Frieda kamen in die Stopferei (Soldatensocken flicken) ich in die Naeherei, Monturen flicken. Die Arbeit war auszuhalten, aber das Essen!?! Anzuziehen hatten wir das, was wir an hatten. Alles Andere hatte man uns abgenommen. Aber hier geschah das Unglueck.

Mama hatte einen Unfall nach dem Apell, welcher morgens und abends war. Wir wurden wie Vieh gezaehlt, ob auch keiner fehlt. Hinterher war erst Essensausgabe. Alle hungrig, rannten natuerlich, um die Ersten zu sein. Mama wurde umgeworfen und konnte nicht mehr gehen. Man trug sie in unseren Wohn-Schlaf-Kuechen-Klosett-Saal in unser "Bett", ein breites Brett fuer 4 Personen, 3 Stockwerke uebereinander. Man konnte darin nicht sitzen, denn es war nicht hoch genug... Auf diesem Fleckchen mussten wir alles halten, was wir besaessen. Entweder es wurde geklaut, oder bei einer Ratia, vom Lageraeltesten, einem Verbrecher durchgefuehrt, abgenommen. Meine arme Mutter musste mit ihrem gebrochenem Oberschenkel 2 Wochen darin (in der Koege¹⁶) aushalten. Gehen konnte sie garnicht. Zur Toilette musste ich sie tragen. Ich war auch ganz fertig. Jetzt versuchte ich, dass Mama in den "Kaiserwald" kam. Dort war die Zentrale und war ein Lazarett vorhanden. Es gelang mir, und wurde sie mit dem Krankentransport hinggebracht. Sie schrieb mir jede Woche durch den Verpflegungswagen. Wehe, man haette einen Brief gefasst. Kopf ab und erledigt. - Ihr Bein heilte. Herr [M], der dort war, besuchte sie oeffter. Mir ging es verhaeltnismaessig gut. Ich naechte von Militaerpelz Hausschuhe und verkaufte sie. So konnte ich Mama oeffter Brot zukommen lassen. Ab und zu auch Tante Frieda. Sie hatte es etwas besser, sie war beim Saubermachen und bekam Essenszulage. Im Grunde genommen ist das auch Nichts. Dieses Lager war auch leider

¹⁶ Koeje

Tante Friedas Letztes. Eines Morgens stehen wir Apell, da kommt ein "SS"-Mann mit der Kartei und Alle von 30 - 50 und mehr Jahren werden verlesen und abtransportiert auf nimmer Wiedersehen. Wie ich spaeter hoerte, war Mama mit einem Transport 2 Wochen vorher fortgekommen. Sie konnte schon wieder gehen. Warum musste die Arme das Alles noch erst mitmachen? Eine Woche nach dem Transport, wo Tante Frieda mitging, wurde das Lager aufgeloeset. Uns wurde Alles abgenommen. Wir mussten uns ausziehen wie wir geschaffen waren und bekamen Zebrakleider, gleichen Mantel, Schluepfer und Hemd. Man hiess das "Entlausung". Fuer den Weg gab es eine Wolldecke, eine Schuessel und einen Holzloeffel. Nun ging es unter Bewachung zum Hafen. Wenn ein geschlossener Gueterwagen kam sagten wir schon: "Die Vergasungswagen, jetzt ist Alles vorbei." "Los, Ihr Saubande." und bums gab es einen mit dem Gewehrkolben ueber den Schaedel. Aber es ging weiter auf ein grosses Transportschiff. Wir waren drei Tage unterwegs: im August, im untersten Raum des Schiffes. Wisst Ihr, was das heisst? Vor Hitze kannst Du nicht atmen. Wasser gibt es nicht. Musst Du ein menschliches Beduerfnis verrichten, musst Du Dich ca. 3 Std. vorher in die Reihe stellen. Dann kommen die Aufseherinnen mit Gummiknueppeln. "Was wollt Ihr Schweine. Wollt Ihr mal in der Reihe stehen! Was, Ihr koennt nicht? Ich werde Euch das schon beibringen!" und immer mit den Knueppeln zwischen uns. Wir laufen schon wieder weg. Aber auf der Toilette

waren wir nicht. Mir gelang es in den 3 Tagen einmal draufzukommen.

Endlich wurden wir ausgeladen. Wir machten grosse Augen, als man uns eine herrliche Wegrution gab. "Jetzt maesten sie uns noch einmal, dass sie mehr Seife produzieren koennen." Ihr muesst naemlich wissen, aus Menschenfett wurde Seife hergestellt. Wir kamen auf einen grossen Platz. Unter Bewachung durften wir Wasser holen. Wir wuschen uns, assen und tranken, dann ging es weiter ins K.Z. Stutthof bei Danzig. Als wir diese Barackenstadt sahen mit einem Elektrischem Zaun hinter dem Anderen und alle hundert Schritt ein Wachturm mit Posten und Maschinengewehr, da drehte sich Alles rund. Wir hielten aus. Von morgens um 3 Uhr bis abends um 6 Uhr Apell stehen, zwischendurch essen. In den Waschraum zu kommen war fast unmoeglich. Kamst Du schon mal rein, konntest Du Dich nicht waschen, denn die Blockaelteste kam mit dem Gummiknueppel. Nachts schliefen wir zu 4 Personen in einem "Bett", 2 mtr. lang und 80 cm - 1 mtr. breit. Wir konnten uns nicht bewegen. Wenn Du im 3. Stock einkrachtest, saustest Du durch den 2. und 1. durch. Insgesamt 12 Menschen auf der Erde. Dann gab es Knochenbrueche und Geschrei. Von einer Baracke wurden wir in eine zweite und dritte geschleppt, so hattest Du bald auch keine Schuessel und Loeffel mehr. Es blieb zurueck. Das ging 3 Wochen so. Eines Morgens ist beim Apell eine Zaehlung und es geht zur "Entlausung". Ihr wisst ja schon, was das ist. Alles aus-

ziehen, ein Kleid, ein Hemd und einen Schluepfer zurueck. Letzteres ist aber nicht nach Mass. Wenn es zu gross ist, ist prima, aber zu klein?! Entweder Du tauschst es mit jemandem, der zu grosse Sachen hat, oder Du bekommst erst Pruegel, vielleicht spaeter ein Anderes. "Wollt Ihr mal in der Reihe bleiben! Hundert in jeden Wagen! Was, kein Platz da? Ich werde Euch schon Platz machen, Ihr Schweinstreiber." Das Gewehr saust. Wir konnten im Stehen sterben, umgefallen waeren wir nicht..

So ging es zu Fuss und per Bahn ins Arbeitslager Thorn. Unsere Lagerstatt war auf dem Waldboden in einem Sperrholzzelt, mit einem bisschen Stroh unter uns. Zum Glueck hatten wir zwei Wolldecken. Es war inzwischen Anfang September geworden. Dem Winter entgegen im Sommerkleidchen. Unsere Arbeit war Schuetzengraeben schaufeln. Ich hatte Glueck. Zehn Tage nach unserem Einzug kam ich in die Kueche. Es war schwere Arbeit, aber ich hatte zu Essen. So blieb es bis Anfang Januar. Der Russe war 30 Kilometer von uns. Wir hoerten schon die Geschuetze. Aber wir durften nicht warten.

Am 19. Januar kam Befehl, am 20. abzumarschieren. In der groessten Eile wurde Alles verpackt und Proviant fuer uns gegeben. Um 8 Uhr morgens ging es los. 150 Kranke blieben zurueck, und erfuhren wir spaeter, dass noch alle von der "S.S" erschossen wurden. Wir waren bis 5 Uhr abends unterwegs. Als es dunkel wurde, kamen wir in Scheunen und Viehstaelle. Das war

unser Nachtlager; kalt und dunkel. Es war furchtbar. So ging es bis zum 28. abends zu Fuss. Wer nicht laufen konnte, wurde erschossen. So landeten wir im Zuchthaus in Krone bei Bromberg. Hier empfangen wir das erste warme Essen und Brot. Wir haben uns ordentlich satt gegessen. Auf einmal hoeren wir in der Nacht draussen Schiessen. Wir denken schon es geht uns an den Kragen. Aber G.s.D. nicht dieses Mal. Morgens um 8 Uhr kommen von der Kueche 2 Jungens und sagen: "Ihr koennt schon nicht mehr weiter, die Russen sind 2 Kilometer vor Krone." So dauerte es bis Punkt ½11 Uhr. Ein Schuss, alle Tueren gehen auf. Wir sind gerettet!! Wir fielen unseren Befreiern um den Hals. Spaeter erfuhren wir, dass geplant war, uns noch denselben Tag umzubringen. G.s.D., dass die Russen diesen verfluchten Plan vereitelten.

Wir gingen nun Gruppenweise los, um uns bei Polen einzuquartieren. In den 10 folgenden Tagen wurden wir wieder Menschen. "Ein Bett, ein richtiges weissbezogenes Bett!" "Wir koennen sogar am Tisch essen." So ging unser Gespraech. Bei unseren Wirtleuten waren auch Russen einquartiert, darunter ein juedischer Kommandeur. Er hat uns Alles rangeschleppt. Essen und Kleidung. Spaeter fuhren wir zu 7 Frauen nach Bromberg, wo wir auch 10 Tage lebten. Unser Essen holten wir uns aus den leeren Wohnungen, Alles Reste von den Deutschen. Die sind natuerlich geflohen. Wir Sieben wollten nun versuchen, ob schon eine Moeglichkeit ist, nach Haus zu kommen. Wir hoerten, dass in Warschau ein juedisches Komitee sei.

Also, auf nach Warschau! Hier trennten wir uns. Ich blieb nur mit Putti [I.], welche frueher bei Direktor Rosenblatt in Ahlem arbeitete, zusammen. Da in Warschau Nichts zu erwarten war, fuhren wir auf eigene Faust, nachdem wir uns Verpflegung hatten geben lassen, nach Lodz. Wir hatten naemlich gehoert, dass sehr viele Maenner dort waeren und keine Frauen. So dachten wir uns, im Haushalt fuer Essen und Trinken zu arbeiten. Bekannte Maedels, die wir unterwegs trafen, hatten schon Unterkunft und nahmen uns beide mit. Den naechsten Tag bekam ich gleich eine Stelle bei einer Partisanerin; ich naechte und Putti musste Waschen und Sauber machen. So schlugen wir uns einige Wochen durch.

Nun will ich Euch auch erzaehlen, wie ich meinen Abraham kennen lernte. - Ich hatte gerade keine Unterkunft, da kommt ein Herr aus der Provinz. Er suchte eine Hilfe und Gesellschafterin. Putti, die bei einem Schneider arbeitete, sagte: "Du, Henny, das ist was fuer Dich. Das kommt doch wie gerufen." Wir sprachen also mit dem Herrn, und er erzaehlte: "Wir wohnen 50 km von hier auf dem Land. Wir sind 2 Maenner. Eine Polin sorgt fuer uns. Wir moechten aber gern ein jued. Kind draussen haben. Unsere Kueche schmeckt doch besser. Zu essen ist genug da. Vielleicht wollen Sie gern zusammen bleiben, dann koennen Sie auch mitkommen. Wir haben Kuehe, Pferde, Schweine, Huehner, Schafe, Kaninchen und 40 Morgen Land. Fuer den Hof haben wir einen Knecht." Uns sagte das alles ziemlich zu, und so ging ich

mit. Putti wollte evtl. nachkommen. Wie der Herr namens Daniel gesagt, so war es. Es gefiel mir sehr gut auf dem Land, und sein Kamerad nicht weniger. Er war naemlich mein jetziger Mann. Ich fuehrte dort den Haushalt, als ich mich eingelebt hatte.

Zum Herbst zogen wir nach Lodz. Inzwischen war Putti, welche ich noch einige Male besuchte, nach Deutschland gefahren, denn der Krieg war aus, und hatte mir Post von den Dortmundern vermittelt, welche sie in Berlin traf. Nun zog es mich nach Haus. Als wir kaum in Lodz waren, entschlossen wir uns, nach Deutschland zu fahren.

Am 25. August heirateten wir, und am 27. ging es ab. Wir hatten uns inzwischen etwas eingekleidet, denn Abraham hat sein Gut verpachtet; auch vieles verkauft. Es war sein Eigentum von frueher. Wir haben eine ganz verrueckte Fahrt gemacht, denn die Grenzen waren nicht alle geoeffnet. So ging es ueber Kattowitz, Bogumin, Prag, Pressburg, Wien, Passau, Nuernberg, Kassel nach Dortmund. Wir haben viel gesehen. Als wir Deutschland sahen, bekamen wir doch einen tollen Schrecken. Truemmer ueber Truemmer. In Dortmund blieb mir die Spucke weg, aber zum Glueck stand Tante Mally's Wohnung, und so fanden wir bald Alle. Es ist wohl ueberfluessig zu schreiben, wie sich Alle freuten. Jetzt erst glaubten sie, dass ich wirklich lebe.

In Dortmund war es aber zu schrecklich, um sich festzusetzen. Wir fahren nach Hannover. Es sieht auch wuest aus, aber es ist mehr Leben. Es gab schon eine Gemeinde und einen K.Z.-Ausschuss, der alle K.Z.ler betreut. Unterkunft fanden wir bei Frau [S.]. Sie laesst Euch alle herzlich gruessen. Sie ist wirklich eine treue Seele. 3 Wochen spaeter mieteten wir uns 2 Zimmer, moebliert. Hier gibt es auf Alles Bezugsscheine, das ist natuerlich eine schreckliche Rennerei. Ich habe ja noch etwas von zu Haus, was wir in Dortmund hatten. Auch unseren Schmuck und Papas Markenalbum. Ich hebe es gut auf, um es Papa mal wiedergeben zu koennen.

Schade, dass Ihr nicht mal zu uns kommen koennt. Ich habe es wirklich huebsch. Im Wohnzimmer habe ich einen ganz kleinen Herd, auf dem ich koche und backe. Ein Radio haben wir auch. Im Sommer koennen wir auf dem Balkon sitzen. Unsere Wirtin ist eine aeltere Dame. Sie hat so'n bisschen Schrullen, aber wir kommen ganz fein mit ihr aus. Um unser taegliches Brot brauchen wir uns auch nicht sorgen, da wir als Auslaender von der "U.N.R.R.A" gepflegt werden. Die einzigen Sorgen sind unsere Zukunft. Hier bleiben wollen wir nicht. Zwar sind heute alle ins Gesicht freundlich, aber der Antisemitismus ist nicht auszurotten. Ob wir wohl spaeter zu Papa koennen? Wie geht es ihm dort? Ich habe noch keinen Brief von ihm.

Ich will jetzt chauffieren lernen. Die Erlaubnis habe ich schon. Abraham ebenfalls. Ihr denkt sicher, "wie sprechen die beiden wohl untereinander?" Ich will es Euch verraten. Ich verstehe Jargon und Abraham lernt vom vielen Hoeren Deutsch. Seht Ihr, ganz einfache Sache. Dieses Mal lege ich Euch ein Passbild von jedem ein. Wir werden uns demnaechst zusammen fotografieren. Ich habe sowieso noch 2 Aufnahmen in meinem Apparat. Das bleibt fuer den naechsten Brief.

Nun will ich noch alle Eure Fragen beantworten. Zunaechst Onkel Paul. Wegen [H.s] erfuhr ich zufaellig durch Frau [S.], dass er beim Angriff umkam, und die Frau an Scharlach starb. Nach Dortmund habe ich auch gleich geschrieben und Eure Gruesse ausgerichtet. Wie werden die sich freuen. Wir haben so viel von Euch gesprochen, als ich das letzte Mal dort war. Auch an Tante Klara habe ich sofort geschrieben. Ich war neulich schon bei Frau [G.] (Naeherin) aber sie konnte mir die genaue Adresse nicht sagen. Demnaechst will ich versuchen, mit Abraham mal rueberzufahren. An Tante Grete will ich auch schreiben. Das ist doch die Frau von Onkel Max [B.]? Aus Berlin Bambergerstr.? Hat nicht Hilde in einem Brief bei Dir angeschrieben? Jedenfalls soll ich Dir Gruesse bestellen. Nun kommt Deine Reihe, Ib. Tante Selma. Das heisst, Deine Fragen habe ich ja im ganzen Brief schon beantwortet. Was macht Lotte? Ich glaube, wir beiden Wildfaenge haben uns nun ausgetobt. Tante Selma, kannst Du Dich vielleicht nach Abrahams Verwandten umhoeren? Ich glaube New

York, Brooklyn. Du kannst ihnen ja unsere Adresse geben. Jacob [N.] oder eine Familie [N.]. Wir wissen nicht genau, wer von denen sich in Widawa, Polen, nach Abraham erkundigt hat. Gibt es dort eine Adresse, 2064 Harrison Ave. Bronx 53, N.Y. U.S.A. Das waere angeblich die Anschrift von Jacob [N.]. Auch ich waere froh, wenn Du das erledigen koenntest, besonders mein Abi. Wir danken Dir fuer Deine Muehe von ganzem Herzen. Warte mal, wer kommt denn nun dran? Ach so, Onkel Siegfried. Wie oft habe ich an Dich gedacht. Ja, Deine lb. Schwester durfte es nicht erleben, was fuer eine glueckliche Ehe ich fuehre. Nicht einmal ihr Grab kann ich aufsuchen. Dafuer habe ich das meiner Oma besucht und kann ich Dir mitteilen, dass es unversehrt steht. Die ersten Blumen, die ich bekomme, sind fuer ihr Grab. Meine Mama sieht auch das vom Himmel. Von Tante Friedel soll ich Dich gruessen. Ich habe sie aufgesucht. Das waere soweit Alles. An Dich, mein lb. Papa, habe ich eigentlich garnichts auf Lager. Deine Bilder sind mir zum groessten Teil verloren gegangen. Hast Du immer noch Dein kleines "Mohrle"? Hast Du uns noch keinen Gruss geschickt? Ich habe bestimmt schon 10 Briefe an Dich abgeschickt. Einen Teil an Deine Adresse, Wayside Road. Hast Du die erhalten? Nun musst Du mir aber auch ganz ausfuehrlich schreiben, wie es Dir in all den Jahren ergangen ist. Du sprichst bestimmt schon perfekt Englisch. I am sorry, I have forgotten very much. But I think it is easier to learn in the country.

Nun, meine Lieben, bitte ich jeden von Euch, seinerseits uns Photographien zukommen zu lassen, denn auch ich moechte wissen, wie Ihr ausseht.

Dass Ihr diesen Brief von mir bekommt, habe ich im Grunde genommen Herbert nebst Eltern zu verdanken. Ich danke Dir, Ib. Onkel Paul, sowie Tante Blanka, mit diesen Zeilen noch einmal herzlichst fuer Eure Vermittlung.

So, Ihr Lieben, ich habe mein Meisterwerk vollbracht. Ein Brief von 12 handgeschriebenen Seiten, der erste in meinem Leben. Nun wisst Ihr ungefaehr, wie ich Alles ueberstanden habe. Das, was ich schrieb, ist von dem Taurigen, was ich ueberlebte, nur ein Bruchteil, denn solche Grausamkeiten kann man nicht niederschreiben, das kann man nur durchmachen. Aber G"tt Lob. Ich war standhaft und bin kerngesund geblieben.

Nun seid alle, auch die ich nicht persoendlich genannt habe, herzlichst gegruesst und umarmt von Eurer Henny und Abraham.

Henny hat schon Alles geschrieben, so bleibt mir nur uebrig mich mit vielen Gruessen fuer alle anzuschliessen Euer Abram

Meine Memoiren

Es ist nicht leicht, über die Verfolgung unter der Nazi Herrschaft zu sprechen. 40 Jahre lang habe ich geschwiegen in der Hoffnung, all die Grauen zu vergessen, aber das ist einfach nicht möglich.

Mein Name ist Henny Markiewicz Simon, geb. Rosenbaum. Ich wurde im Juli 1925 in Hannover geboren. Wir wohnten am Vahrenwalder Platz (Spittastraße 33). Mein Vater war Malermeister und meine Mutter half ihm im Büro. Wir hatten zwei Lehrlinge und ständig vier Gesellen. Mein Vater arbeitete u.a. für das Jüdische Krankenhaus in der Ellernstraße,¹⁷ die Gartenbauschule Ahlem, die große und kleine Synagoge (Bergstraße), das Jüdische Altersheim Heinemansche Stiftung¹⁸ (Kirchrode?), die Kaufhäuser Sternheim und Emanuel, Elsbach und Frank und viele private Kunden. Oft musste er mehr Gesellen anstellen.

Es war ein ganz normales Leben. Wir hatten jüdische und nicht-jüdische Freunde und Bekannte. Als ich drei oder vier Jahre alt war, sandten meine Eltern mich in den Fröbelschen Kindergarten in der Brüderstraße. Morgens wurde ich abgeholt und mittags wieder heimgebracht.

¹⁷ Altersheim und Krankenhaus des „Israelitischen Vereins für Altersvorsorge und Krankenpflege“

¹⁸ Altersheim der Minna-James-Heineman-Stiftung

1931 kam ich in die Bürgerschule in der Alemannstraße. Zu dieser Zeit spürte ich noch keinen Antisemitismus und war mit einigen Mitschülerinnen befreundet. Sogar nach Hitlers Machtübernahme dauerte es noch bis ca. 1934, bis meine Freundinnen nicht mehr mit dem „Judenmädchen“ spielen wollten oder durften und ich mich abgesondert fühlte. Auch wurde mir oft „du schmutziges Judenmädchen“ nachgerufen. Von den Lehrern wurde ich sehr gerecht behandelt.

Anfang der dreißiger Jahre wurde ich Mitglied des V.T.H. (Vereinigte Turnerschaften Hannover). Die Turnhalle war in der Friesenstraße. Später, unter den Nazis, durften wir nicht mehr in die Turnhalle und mussten auch unseren Klubnamen ändern. Jetzt hieß er I.T.H. im R.J.F.¹⁹

1935 wurden die Nürnberger Gesetze erlassen. U.a. durften Juden keine öffentlichen Ämter mehr besetzen. Alle jüdischen Richter, Rechtsanwälte, Professoren, Lehrer usw. wurden fristlos entlassen. Nach vierjähriger Grundschule wollte ich nun gerne in ein Lyzeum oder Gymnasium gehen, doch wurden all meine Anträge zurückgewiesen. Juden wurden nicht mehr angenommen. Die einzige Schule, die mir eine positive Antwort sandte, war eine private Mädchenschule. Sie war, wenn ich mich recht erinnere, in der List.

¹⁹ Jüdische Turnerschaften Hannover im Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten

Hannover hatte eine große jüdische Gemeinde. Sie beschloss, eine jüdische Schule²⁰ zu eröffnen. Als meine Mutter mir dieses sagte, entschied ich mich für die jüdische Schule. Ich wollte keinem Antisemitismus in der Schule mehr ausgesetzt sein.

Wir hatten die besten Lehrer und fühlten uns hier sehr geschützt. Ich ging gerne in die Schule, war auch eine begeisterte Sportlerin. Im August 1937 hatte ich noch die Möglichkeit, an den Ausscheidungskämpfen der jüdischen Schulen Deutschlands in Berlin teilzunehmen und errang den 1. Preis im Schlagball-Weitwurf mit 45 oder 46 Metern. Als Belohnung für diesen Sieg erfüllten meine Eltern mir noch einen großen Wunsch. Sie kauften mir ein (gebrauchtes) Akkordeon. Für einige Monate hatte ich sogar noch Akkordeon-Unterricht, doch dann weigerte sich die Lehrerin, eine Jüdin zu unterrichten. 1938 wurde ich von unserer Schule noch einmal zu einem Turnier der jüdischen Schulen nach Hamburg geschickt, dieses Mal zum Kugelstoßen. Doch ich brachte nur den 2. Preis nach Haus. Im Sommer 1938 fuhr ich in den Sommerferien zu meinen Verwandten. Als ich vier Wochen später nach Hannover zurückkam, war mein Vater nicht mehr zu Hause. Die Nazis hatten ihn verhaftet. Dies war ein schwerer Schlag, doch das Leben ging weiter. Ich musste wieder zur Schule gehen.

²⁰ Israelitische Schule in der Lützowstraße, 1874/75 von Edwin Oppler gebaut (aus: Buchholz, Marlis: Die hannoverschen Judenhäuser, Hannover 1987)

Als ich am Morgen des 9. November 1938 mit der Straßenbahn in die Lützowstraße zur Schule fuhr, fiel mir auf, dass an verschiedenen Geschäften die Fensterscheiben zertrümmert waren, doch ich hatte keine Ahnung, warum. Am Clevertor, wo ich aussteigen musste, war das jüdische Geschäft Betten-Heuer. Es war vollständig verwüstet. Viele Menschen standen davor. So bin ich schnell weitergegangen, denn ich hatte jetzt doch Angst. Als ich in die Lützowstraße einbog, sah ich schon einen SS-Mann vor unserer Schule. „Geh weg, geh nach Hause.“ Nichts wie umgedreht und zurück. Als ich aufblickte, sah ich schwere schwarze Wolken und dachte mir, da muss irgendwo ein Brand sein. Zu Hause angelangt, gab mir meine Mutter schon die schreckliche Erklärung: „Unsere Synagoge brennt, die Nazis brechen in jüdische Häuser und Wohnungen ein und zerschlagen alles. Die Männer verhaften sie.“ Unsere Verwandten riefen uns an und es wurde beschlossen, dass wir uns alle, wenn es dunkel würde, in der Wohnung von [F.s] in der Gretchenstraße treffen sollten. Bei Eintritt der Dunkelheit verließen wir unsere Wohnung und gingen zu Fuß zur Gretchenstraße. Wir hatten furchtbare Angst, dass uns jemand erkennen würde, so schlichen wir uns an den Häusern entlang. Am Ziel angekommen, versammelte sich die ganze Familie in einem Hinterzimmer. Wir verdunkelten das Fenster, es sollte so aussehen, als ob niemand im Hause wäre. So saßen wir verängstigt die ganze Nacht und warteten, dass die Nazis die Tür aufbrechen und die Männer schlagen und verhaften würden. Wir haben Glück gehabt, wir wurden verschont.

Nach Tagesanbruch ging jeder zurück in die eigene Wohnung. Dies war das erste Mal, dass ich wirklich Angst hatte. Für mich war es der Anfang vom Holocaust. Am kommenden Tag hatten wir wieder Schule, die ich noch bis Ostern 1939 besuchte.

Viele Juden waren schon ausgewandert, doch mein Vater sagte immer: „Ich habe doch für Deutschland im Ersten Weltkrieg gekämpft, habe sogar das Ehrenkreuz 2. Klasse erhalten. Möglich, dass wir ein bisschen schwerer arbeiten müssen und nicht mehr so eine schöne Wohnung haben werden.“ Ja, wer hätte gedacht, dass man uns systematisch ausrotten würde.

Meine Mutter versuchte jetzt fieberhaft, ein Auswanderungsvi-
sum erst einmal für meinen Vater zu beantragen, egal, wohin,
nur raus, denn dies war für ihn die einzige Möglichkeit, aus der
Haft zu kommen. Mit Unterstützung des Jüdischen Hilfsvereins
gelang es ihr dann im März 1940, ein Visum für Shanghai, Chi-
na, für meinen Vater zu erhalten. Er wurde entlassen und muss-
te innerhalb weniger Tage Deutschland verlassen. Wir hofften,
ihm etwas später folgen zu können. Mit den täglichen neuen
Verordnungen gegen uns Juden wurde das Leben für uns in
Deutschland unmöglich.

Nach meinem Schulabschluss hatte ich noch die Möglichkeit, für
ein Jahr in Hamburg auf die Jüdische Haushaltsschule zu
gehen und von 1940 bis Juni 1941 auf die Jüdische Schneider-

fachschule, auch in Hamburg. Hier waren wir auch von der Außenwelt ziemlich abgeschirmt.

Während ich in Hamburg war, wurde meiner Mutter die Wohnung gekündigt und sie fand eine Wohnung in der Fernroder Straße. Als ich dann nach Hannover zurückkam, hatte meine Mutter schon einen Arbeitsplatz im Schneider-Atelier Apel-Renne (Georgstraße) für mich gefunden. Die Eigentümer waren keine Judenfeinde, mussten aber sehr vorsichtig vor den anderen Angestellten sein. Wir drei jüdische Näherinnen durften nicht im gleichen Zimmer mit den übrigen Angestellten arbeiten.

Unser Sportverein I.T.H. existierte noch. Die alte Synagoge in der Bergstraße 8 wurde als Turnhalle, aber auch für den G'ttesdienst²¹ benutzt. Es war die einzige Abwechslung, die uns noch blieb, denn Juden war es verboten, irgendwelche öffentliche kulturelle Veranstaltungen zu besuchen. Einmal die Woche ging ich zum Turnen, doch Anfang September 1941 war auch das vorbei. Unser Turnlehrer gab uns die unfassbare Nachricht, dass alle Juden am folgenden Tag einen Befehl von der Regierung erhalten würden, unsere Wohnungen zu verlassen und in soge-

²¹ Die Scheu gegenüber allem, was sich auf die Gottheit bezog, führte allmählich dazu, den Namen der biblischen Gottheit - außer in heiligen Texten und im Gebet - nicht mehr voll auszusprechen.

nannte Judenhäuser²² zu ziehen. Als ich nach Haus kam und dieses meiner Mutter sagte, wollte sie es gar nicht glauben.

Wie gesagt, der Befehl kam am folgenden Tage. In Hannover gab es 14 oder 15 Judenhäuser,²³ u.a. die alte Synagoge, das Gemeindehaus in der Lützowstraße, die Leichenhalle auf dem Friedhof An der Strangriede, ein Haus in der Herschelstraße usw. Pro Person wurden 3 qm Platz zugewiesen. Wir wurden in die Ohestraße 8²⁴ eingewiesen. Unsere Wohnung verließen wir mit je einem Bett und einer versenkbaren Nähmaschine, die gleichzeitig als Tisch diente, sowie einem Koffer pro Person, der unter dem Bett aufbewahrt wurde. In einem Zimmer im oberen Stockwerk wurden wir mit einem Ehepaar und zwei Schwestern eingepfercht. Ich war froh, noch zu meinem Arbeitsplatz gehen zu können, nur um diesem schrecklichen Haus für einige Stunden zu entrinnen. Wie meine Mutter es schaffte, abends noch ein warmes Essen vorzubereiten, ist mir bis heute ein Rätsel, denn in der Etage war nur ein Gasherd für ca. 15-20 Personen. Nachts hatten wir auch keine Ruhe: entweder war Fliegeralarm oder die Nazibonzen kamen, schwer betrunken, jagten die Männer in den Keller und schlugen sie.

²² Am 3.9.1941 wurde den hannoverschen Juden die Räumungsverfügung überbracht.

²³ In Hannover und der ehemaligen Gemeinde Ahlem wurden 16 Häuser zu „Judenhäusern“ erklärt.

²⁴ ehemaliger jüdischer Kinderhort

Am 4. Dezember 1941 wurden meine Mutter und ich aufgefordert, zum Polizeirevier zu kommen. Man händigte uns unsere Pässe und Visa für Shanghai aus. Es ist unbeschreiblich, wie glücklich wir waren, aus dieser Hölle zu entkommen. Am 15. Dezember sollten wir Deutschland verlassen und über Russland und Koje²⁵ nach Shanghai fahren. Die Freude dauerte aber nicht lange, denn am 8. Dezember mussten wir Pass und Visum im Polizeirevier wieder abliefern.

Am Abend des 11. Dezember hieß es: „Morgen früh um 8 Uhr müssen alle fertig für die Aussiedlung sein. Jeder darf einen Koffer, einen Rucksack und einen Beutel mit etwas zu essen und trinken mitnehmen. Das Gepäck muss mit Namen versehen sein.“ Es war ein Trick, um uns vorzugaukeln, dass wir unser Gepäck später wieder zurückbekommen würden. Wir wurden mit Polizeiwagen zur ehemaligen Israelitischen Gartenbauschule in Ahlem in die dortige Turnhalle gebracht. Der Boden war mit Matratzen ausgelegt und hier mussten 1001 Personen drei Tage hausen. Was jeder noch an Geld oder Schmuck hatte, musste abgegeben werden. Ich trug noch eine Halskette mit einem Davidstern. Als die SS-Frau den sah, riss sie ihn mir vom Hals.

Am 15. Dezember fuhren Lastwagen vor und unter Geschrei und Schlagen der SS wurden wir alle wie Vieh verladen und zum

²⁵ Insel in Süd-Korea

Bahnhof Fischerhof gebracht. Dort wurden wir in den bereitstehenden Zug hineingepfercht. Das Gepäck kam in den Gepäckwagen. Der Zug wurde versiegelt. Man gab uns weder etwas zu essen noch zu trinken. Das bisschen, was wir noch bei uns hatten, wurde verzehrt. Wir hatten keine Ahnung, wohin es ging, stellten nur fest, dass wir in östlicher Richtung fuhren. Nach drei Tagen und Nächten hielt der Zug an.

18. Dezember

SS stand draußen vor dem Zug. „Alles raus, wir haben Lastwagen für Ältere und für Leute, für die das Gehen schwer ist. Euer Gepäck könnt ihr im Zug lassen. Es wird später abgeholt.“ Wir entschieden uns, zu Fuß zu gehen. (Die Leute, die mit den Lastwagen fuhren, hat man nie wieder gesehen.) Es war bitter kalt, hartgefrorener Schnee auf der Straße. Rund um unsere Kolonne begleiteten uns SS-Männer mit Gewehren. So gingen wir ca. eine Stunde. Wer nicht Schritt halten konnte, wurde auf der Stelle erschossen. Man brachte uns in einen Stadtteil, der vollständig mit hohem Stacheldraht eingezäunt war. Am Zaun entlang standen alle paar Meter Wachen mit Gewehren. Es war das Ghetto Riga,²⁶ wie wir von Juden, die schon ein paar Tage vor

²⁶ Das Ghetto Riga bestand aus verschiedenen Bereichen, umgeben von einem hohen Zaun. Die Eingänge waren bewacht. In das große Ghetto wurden von Dezember 1941 bis Frühjahr 1942 16 000 Juden aus dem Deutschen Reich gebracht. Fast alle wurden ermordet.

uns angekommen waren, erfuhren. Die Häuser im Ghetto waren fast alle noch unbewohnt. Wie wir später erfuhren, waren hier die lettischen Juden ghettoisiert gewesen, doch am 30. November, dem Rigaer Blutsonntag,²⁷ hatten die Nazimörder die lettischen Juden aus ihren Zimmern gejagt und ca. 25 000 Personen im Wald von Rumbula²⁸ ermordet. Wir mussten nun hier ein Quartier finden und endeten im 3. Stock in einem Dachzimmer mit zwei Männern (Hermann Fröhlich, Arno Löwenstein) und zwei Frauen (Arnos Mutter, Frau Zierer, und Frl. Olga Petzon). Ein großer Herd war im Zimmer, doch wir hatten kaum Holz zum Heizen. Zwei Betten, eine Chaiselongue, ein Tisch, ein Regal und ein kleiner Schrank waren vorhanden. Auch ein bisschen Proviant fanden wir vor. Auf dem Tisch waren noch Teller mit gefrorenem Essen. Wir standen alle unter Schock.

Die ersten paar Wochen gab es gar keine Essenzuteilung. Es war unter Todesstrafe verboten, in die noch leeren Häuser zu gehen, um etwas Essbares zu suchen. Trotzdem gingen Arno und ich, denn wir waren die Jüngsten aus unserem Zimmer und noch flink auf den Beinen. Der Tod schreckte uns einfach nicht mehr. Wir waren ja so hungrig.

²⁷ Die erste Deportation von Juden aus dem Deutschen Reich erreichte am 30.11.1941 Riga. 1000 Berliner und Berlinerinnen jüdischen Glaubens wurden im Wald von Rumbula erschossen, ebenso tausende lettische Juden aus dem Rigaer Ghetto.

²⁸ In den Wäldern von Rumbula und Bikernieki waren Gruben ausgehoben worden, an denen die Menschen erschossen wurden. In Rumbula, ca. 8 km von Riga entfernt, wurden 38 000 Menschen ermordet.

Um in die leeren Häuser zu gelangen, mussten wir erst über einen Stacheldraht klettern. Wir hofften nur, dass die SS uns nicht erwischte. In einem Zimmer fanden wir einiges zum Anziehen, eine Kaffeekanne voll Grieß und einen Koffer, in dem wir unseren Fund verstaute. Als wir zurück zum Zaun rannten, hörten wir zwei Schüsse. Glücklicherweise hat man uns nicht getroffen. Viele andere sind auf diese Weise umgekommen.

Am 22. Dezember war Appell für alle Männer. Die Arbeitsfähigen wurden ins Lager Salaspils²⁹ gebracht, darunter auch Arno Löwenstein und Herr Fröhlich. Beide sind dort umgekommen. Einige Leute kamen später von Salaspils ins Ghetto zurück und ich hörte von ihnen, dass Arno aufgehängt worden sei, denn er hatte versucht, über den Zaun hinweg mit einem Letten etwas zum Essen zu tauschen. Herr Fröhlich war verhungert.

Ich wurde jetzt zur Arbeit herangezogen und erhielt pro Tag 200 Gramm Brot. Da meine Mutter nicht arbeitete, erhielt sie nur 100 Gramm Brot. Mein Kommando musste Bohlen über die Düna tragen, die völlig zugefroren war (Die Düna ist ein Fluss, der durch Riga fließt). Je zwei Personen mussten zwei Bohlen auf die Schulter nehmen, einer vorne und einer hinten, und dann auf der anderen Seite wieder aufstapeln. Als alle Bohlen über den Fluss transportiert worden waren, mussten wir sie

²⁹ In Salaspils, am Stadtrand von Riga, befand sich von 1941-44 ein Konzentrationslager. Es sollen dort weit über 100 000 Menschen ermordet worden sein.

wieder zurückbringen und stapeln. Wenn wir es nicht schnell genug machten, schlug unsere Wache dazwischen. Es war so bitter kalt und wir waren für dieses Wetter nicht angemessen gekleidet. Wir hatten doch nur, was wir auf dem Leibe trugen. Der Hunger und die Kälte waren kaum auszuhalten.

Zu der Arbeit in meinem nächsten Kommando gehörte es, die noch leeren Häuser im Ghetto aufzuräumen. Was wir vorfanden, mussten wir sortieren, wie Kleidung, Haushaltsgeräte usw. Es war unter Todesstrafe verboten, irgendetwas zu behalten. In unserem Hof war ein großes Schild, dessen Aufschrift lautete: „Wer tauscht, bringt sich und zehn Kameraden in Gefahr.“ Wir erfuhren nur zu schnell, was das hieß. Ein junges Mädchen hatte ein Stück Seife in ihre Tasche gesteckt und wurde von unserer Bewachung dabei gefasst. Wir mussten uns alle aufstellen. Zehn Personen wurden abgezählt, mussten zum Friedhof marschieren und wurden dort erschossen. Trotzdem stahlen wir Kleidung oder etwas zu essen. Wir sahen ja sowieso dem Tode täglich ins Auge.

Der Winter 1941 - 1942 war ganz besonders kalt und brachte viel Schnee. Jetzt musste ich in Skirotava³⁰ Schnee von den Eisenbahnschienen schaufeln. Es waren 40 Grad unter 0. Da kommt

³⁰ Vorort mit Bahnhof, 8 km von Riga entfernt; Ankunftsbahnhof für die Transporte der Juden

auf einmal meine Freundin Ursel Tasse³¹ (sie arbeitete auf demselben Kommando) mit einer Hand voll Schnee und reibt meine Wange. Ich hatte nicht einmal bemerkt, dass meine Wange gefroren war. Dank Ursel hatte der Frost keine Folgen. Doch dann hatte ich Erfrierungen zweiten Grades in meinem großen Zeh. Er entzündete sich und eiterte. Es war schrecklich schmerzhaft und ich konnte keinen Schuh tragen und war nicht mehr fähig, zur Arbeit zu gehen. Meine Mutter und ich saßen nun in dem Dachzimmer, frierend, hungrig und mit der ständigen Angst um unser Leben. Es war furchtbar. Wir waren beide zu Skeletten abgemagert. Meine Mutter sagte immer: „Mein Kind, es kann nicht ärger werden, es kann nur besser werden.“ So ermunterten wir uns gegenseitig. Wenn die Sonne tagsüber ins Fenster schien, setzte ich mich auf einen Stuhl auf die sehr breite Fensterbank, eingewickelt in eine Decke. So wärmte ich mich ein bisschen. Wir erhielten jetzt endlich eine wöchentliche Essenration, die gerade für ca. drei Tage ausreichend war.

Es ist Mitte Februar. Ein Gerücht geht durch das Ghetto: „Ein neues Lager ist gebaut. Es ist an der Mündung der Düna. Leute für die Fischkonservenfabrik sowie zum Reparieren der Fischnetze werden gebraucht. Diese Arbeit ist sehr angebracht für ältere Menschen und solche, die nicht schwer arbeiten können. Wir

³¹ Ursula Tasse: geb. 31.3.1923 in Hannover, LA: Hannover, Ohestraße 8 (aus: Buch der Erinnerung, bearb. v. Wolfgang Scheffler u. Diana Schulle, München 2003)

haben alles vorbereitet. Wenn ihr wollt, könnt ihr etwas zum Essen mitnehmen.“

Am 26. (?) Februar war Appell. Alle Insassen, auch Alte und Kranke, mussten morgens früh um 8 Uhr am Blechplatz³² antreten. Diejenigen, die nicht mehr gehen konnten, mussten gemeldet werden. Es war ein furchtbar kalter Morgen, -22 Grad. Als ich morgens aufstand, wurde ich ohnmächtig, das erste Mal in meinem Leben, doch nachdem ich wieder zu mir gekommen war, ging ich zum Blechplatz. Meine Mutter konnte nicht mehr gehen. Sie war schon sehr krank und schwach, sie hatte Gürtelrose. Am Blechplatz angekommen, mussten wir uns in Viererreihen aufstellen und wurden wieder und wieder gezählt. So standen wir für zwei Stunden Appell, bis Kommandant Krause³³ und seine Schergen in ihrem Auto ankamen. „Achtung!“ Obwohl starr von der ungeheuren Kälte und schwach vom Hunger, wagte niemand, sich zu rühren.

Krause entfaltet ein großes Stück Papier. Jetzt sagt er mit dröhnender Stimme: „Ihr habt wahrscheinlich schon alle von Düna-

³² Der sog. Blechplatz war ein Appellplatz.

³³ Kurt Krause, ab 1942 Kommandant im Ghetto Riga und im KZ Salaspils, wird in mehreren Berichten als besonders grausam bezeichnet; am 8. Dezember 1944 von Partisanen getötet (aus: Buch der Erinnerung, bearb. v. Wolfgang Scheffler u. Diana Schulle, München 2003)

münde³⁴ gehört. Es wird nicht so ein überfülltes Lager sein wie das Ghetto. Es sind saubere Baracken. Angelnetze müssen repariert werden und Fisch wird in der Fabrik in Konserven gefüllt. Es ist keine schwere Arbeit, gut für Leute, die nicht mehr so schwer arbeiten können. Ich werde Ärzte mit Medikamenten mitsenden und Proviant wird vom Ghetto gebracht. Das Lager ist bereit, euch zu empfangen. Ihr braucht nichts mitzubringen, höchstens etwas zu essen.“ Krause faltet das Papier zusammen und kommt runter von seinem Podium. Jetzt geht er mit seinen Helfern an den Reihen entlang. „Wie alt bist du, du Judenfratze? Was ist dein Beruf? Raustreten, auf die linke Seite! Und du Judenschwein, auch darüber. Und du und du, die ganze Reihe dahinten.“ Er kommt immer näher dorthin, wo ich stehe. Jetzt steht er vor mir. „Was ist mit deinem Fuß los?“ „Herr Kommandant, mein Fuß ist schon besser. Ich arbeite bei der Luftflotte.“ Er geht weiter. Diese Lüge, dass ich bei der Luftflotte arbeite, hatte mir meine Freundin Ursel eingepaukt. Sie hat mein Leben gerettet. Ich konnte ja kaum gehen. Ich hatte die Kappe von meinem Schuh abgeschnitten, sodass mein Zeh nicht eingeeengt war. Der Kommandant war kaum außer Sicht, da bin ich wieder ohnmächtig geworden. Als ich wieder zu mir kam, war ich in einem fremden Zimmer, wo es wenigstens ein bisschen warm war. Der Appell war vorbei und ich ging später auf unser Zimmer zurück, wo meine Mutter schon um mich bangte.

³⁴ Dort befand sich kein Arbeitslager, es wurden alle Menschen ermordet.

Die Leute, die der Kommandant ausgesucht hatte, mussten am nächsten Morgen wieder auf dem Blechplatz antreten. Lastwagen fuhren vor und über 2000 Menschen wurden unter Fluchen, Schreien und Schlägen verladen. Ungefähr eine Stunde später kamen die Lastwagen zurück ins Ghetto, beladen mit Mänteln, Kleidern, Anzügen, Schuhen, Ärztetaschen, Beuteln mit etwas Proviant usw. Auf der Außenkleidung haftete ein gelber Stern mit der Aufschrift „Jude“. Die Eigentümer dieser Sachen waren schon in Dünamünde. Die Nazis gaben dem Massengrab den so schön klingenden Namen DÜNAMÜNDE.

Trotz Aktionen, Appellen, Aufhängen oder Erschießen versuchten wir, das Leben im Ghetto zu normalisieren. Sonntags, wenn wir nicht bis abends arbeiteten, waren sogar Fußballspiele und ich erinnere mich sogar an ein Konzert. In der 2. Etage, direkt unter unserem Zimmer, wohnte eine Familie Frankenstein. Der Sohn, Ludwig,³⁵ hatte seine Geige mit ins Ghetto gebracht und übte sehr oft. Es ließ uns für kurze Zeit unser schreckliches Los vergessen.

Zwar war Tauschen mit dem Tode bestraft, trotzdem versuchten wir, Sachen, die wir im Ghetto vorfanden (in unserem Zimmer

³⁵ Ludwig Frankenstein: geb. 10.9.1914 in Hannover, LA: Hannover, Josephstraße 22 (aus: Buch der Erinnerung, bearb. v. Wolfgang Scheffler u. Diana Schulle, München 2003)

fanden wir Bettwäsche), gegen Lebensmittel am Arbeitsplatz, wo auch Letten arbeiteten, zu verkungeln.

Da ich zu jener Zeit nicht zur Arbeit gehen konnte, taten Bekannte es für mich und selbstverständlich konnten sie einen gewissen Teil der Lebensmittel für sich behalten. Es war ein großes Risiko, denn an manchem Morgen oder Abend stand die SS am Tor und kontrollierte unsere Beutel. Wenn sie jemanden mit Lebensmitteln erwischten, bedeutete es für ihn den Tod am Galgen. Wenn Menschen am Tage gehängt worden waren, wurden abends die zurückkehrenden Kolonnen gezwungen, am Galgen vorbeizugehen und auf die armen Opfer zu schauen. Wir hatten einfach keine Angst mehr vor dem Tode, denn wir waren sicher, dass uns die Nazis früher oder später sowieso alle umbringen würden.

Endlich heilte mein Zeh und ich konnte wieder zur Arbeit gehen. Ich wurde zum Kommando Luftflotte eingeteilt. Morgens wurden wir von einem Soldaten abgeholt und abends wieder ins Ghetto gebracht. Wir mussten in einer Kolonne auf der Fahrstraße gehen, denn Juden war es nicht erlaubt, den Fußweg zu benutzen. Ich wurde zum Wäsche waschen eingeteilt. Wir durften nicht mit den Fliegern sprechen, doch manchmal, wenn sie ihre saubere Wäsche abholten und die Aufseherin gerade nicht im Waschraum war, steckten sie uns ein Stück Brot zu. Mit dieser Essenshilfe kam ich langsam wieder zu Kräften. Ca. zwei

Wochen später musste ich mit einer anderen Ghettoinsassin in einem Bürogebäude an der Wallstraße, das einige Straßen weiter entfernt lag als das Hauptgebäude, sauber machen, im Keller Holz sägen und klein hacken sowie die vier großen Zentralheizungsöfen mit 1 m langem Baumholz anfeuern. Täglich brachten Soldaten ihre vollen Papierkörbe runter und wir mussten das Papier in den großen Öfen verbrennen. Ratten leisteten uns hier im Keller Gesellschaft.

Juden war es nicht erlaubt, ohne Wache die Straße zu betreten, so mussten wir jeden Morgen von einem Soldaten begleitet werden. Unser Weg führte durch einen Park. Obwohl es Juden verboten war, durch einen Park zu gehen, mussten wir unserer Bewachung folgen. Einen Morgen verspätete sich unsere Wache. Wir nahmen diese Gelegenheit wahr und gingen schnell mal in den Kartoffelkeller der Luftflotte, wo auch jüdische Häftlinge arbeiteten, und klauten uns ein paar Kartoffeln. Zu dieser Zeit arbeitete Lore Speyer³⁶ (auch Hannoveranerin) mit mir zusammen. Wir wollten nicht mehr warten, so baten wir einen Soldaten, uns zur Wallstraße an unseren Arbeitsplatz zu bringen. Lore und ich waren so ins Gespräch vertieft, dass wir gar nicht bemerkten, dass unsere Wache schon ein Stück weiter war. Als

³⁶ Lore Speyer: geb. 24.5.1923 in Hannover, LA: Hannover, Lützowstr. 3 (aus: Buch der Erinnerung, bearb. v. Wolfgang Scheffler u. Diana Schulle, München 2003)

wir aufschauten, sahen wir Kommandant Roschmann³⁷ mit seinem Hund auf uns zukommen. Da war kein Entweichen mehr möglich. „Was tut ihr hier?“ „Herr Kommandant, wir gehen zu unserem Arbeitsplatz an der Wallstraße, da vorne ist unsere Wache.“ „Kommt mit!“ Er nahm uns mit zum SS-Hauptquartier am Alfred-Rosenberg-Ring. Dort führte er uns in einen Hof, wo einige Juden vom Ghetto arbeiteten. Wir konnten den Schreck in ihren Gesichtern lesen und waren sicher, am Platze erschossen zu werden. Jetzt Roschmann: „Wartet hier!“ Wir wagten kaum, miteinander zu sprechen. Nach einiger Zeit, die uns wie eine Ewigkeit erschien, kam Kommandant Roschmann mit Unterscharführer Gimnich³⁸ zurück und brachte uns in seinem Auto zur Kommandantur im Ghetto. Jetzt wurden wir in seinem Büro verhört. „Was habt ihr in eurer Tasche?“ „Kartoffeln, Herr Kommandant.“ Wir hatten den Tag zuvor eine Ration Kartoffeln erhalten, die allerdings ganz verfroren waren, doch hatten wir ungeheures Glück, dass Roschman nicht in die Taschen schaute, denn die geklauten Kartoffeln waren essbar. Wir waren sicher, unsere letzte Stunde hätte geschlagen und wir würden erschossen oder aufgehängt. Wir mussten einen Schutzengel gehabt haben, denn Roschmann rief den jüdischen Arbeitsleiter, Herrn [Sch.],

³⁷ Eduard Roschmann, Kommandant des Ghettos Riga, konnte 1948 mit einem Pass vom Roten Kreuz nach Argentinien fliehen. (aus: Klee, Ernst, Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Frankfurt/Main 2003)

³⁸ Max Gimnich, arbeitete im Ghetto Riga eng mit Kommandant Kurt Krause zusammen.

ins Zimmer. „Schick diese beiden auf Strafkommando.“ Wir wurden nach Haus geschickt! Wir konnten es gar nicht glauben. Am nächsten Tag begannen wir auf unserem neuen Kommando. Wir mussten Holz hacken, das zum Antrieb der Lastwagen benutzt wurde. Die Arbeit war nicht schwer, nur fehlte mir das extra Brot, das uns die Soldaten manchmal gegeben hatten.

Ich arbeitete noch in verschiedenen anderen Kommandos und im Herbst 1943 im Kommando Marketenderei.³⁹ Wie so oft ging ein „Gerücht“ durchs Ghetto, dass am nächsten Tag wieder eine große Aktion sein würde, und zwar für Ältere, Kranke und Kinder. Wir hatten eine Frau [L.] in unserem Kommando, die bis dahin noch ihr Kind bei sich hatte. Sie sagte zu unserem Kolonnenführer, dass sie am kommenden Tag ihr Kind nicht allein lassen wollte. Da wir aber täglich beim Verlassen des Ghettos und bei unserer Rückkehr abgezählt wurden, musste jemand für Frau [L.] einspringen. So bat ich, meine Mutter mitnehmen zu dürfen. Sie hatte sich wieder einigermaßen aufgerappelt und es war das erste Mal für sie, aus dem Ghetto zu kommen. Zu unserem Glück war unser Kommando nicht nur eines der wenigen, die zur Arbeit gehen durften, sondern wir wurden das erste Mal mit einem Lastwagen abgeholt, denn meine Mutter hätte den langen Weg wohl kaum überstanden. Mit Hilfe meiner Mitarbeiter

³⁹ Marketender: hist. die Feldgruppe begleitende Händler

brachten wir meine Mutter in einen unbenutzten Raum, wo sie den ganzen Tag ruhen konnte. Als wir am Abend heimkehrten, lag eine unheimliche Stille über dem Ghetto. Das schreckliche Gerücht einer großen Aktion war zur Wahrheit geworden. Meine Freundin, Elisabeth Wildau,⁴⁰ ihre Eltern und sechs oder sieben Geschwister waren darunter. Die Ärmsten wurden alle im Hochwald (Bikernieki-Wald) erschossen.

Nicht lange nach der großen Aktion kam der Befehl: „Alle am Blechplatz antreten. Ihr werdet in ein anderes Lager gebracht.“ Wir glaubten natürlich kein Wort mehr, sondern dachten: „Jetzt werden wir alle umgebracht.“ Mitnehmen konnten wir nur, was wir auf dem Leibe trugen. Wir hatten Glück. Man brachte uns tatsächlich in ein anderes Lager, ein großes Fabrikgebäude. Im unteren Saal, genannt Block 1, wurden die Männer untergebracht und im ersten und zweiten Stockwerk, Block 2 und Block 3, die Frauen. Jetzt hatten wir nicht einmal mehr Betten, nur hölzerne Schlafkojen, drei übereinander. In jeder Koje waren vier oder fünf Personen. Man konnte sich weder umdrehen noch aufsetzen, einfach furchtbar. Dieses Lager nannte sich „Arbeitslager Strasdenhof“⁴¹. Jeden Morgen war Appell. Wir mussten uns

⁴⁰ E. Wildau, 16 Jahre; die Geschwister: Edith, 5 Jahre, Günther, 15 Jahre, Irmgard, 8 Jahre, Kurt, 10 Jahre, Walter, 12 Jahre; die Eltern: Johanna Wildau, geb. Rosenthal, 49 Jahre, Albert Wildau, 56 Jahre (aus: Schulze, Peter, Namen u. Schicksale der jüd. Opfer des Nationalsozialismus aus Hannover, Hannover 1995)

⁴¹ Arbeitslager in einem Vorort von Riga

in Reih und Glied aufstellen und wurden abgezählt, oft drei oder vier Mal. Wenn es dann stimmte, durften wir zurück in unseren Block. Wir waren alle so hungrig. Jeder rannte, so schnell er konnte, um sein Stück Brot und „Kaffee“ zu erhalten. Nach dem Frühstück ging es zur Arbeit. Wir arbeiteten für die Wehrmacht. Meine Mutter musste mit vielen anderen Frauen Strümpfe für die Soldaten stopfen und ich wurde zum Flicken von Uniformen eingeteilt. Die Arbeit war zu ertragen, aber das Essen! Wir waren immer hungrig.

Eines Morgens, nach dem Appell, wurde meine Mutter umgeworfen und war nicht mehr fähig aufzustehen. Sie musste in unseren Block getragen werden. Laut unserem jüdischen Lagerarzt hatte sie einen Oberschenkelhalsbruch, doch er konnte ihr nicht helfen. Zur Toilette musste ich sie tragen. Es war furchtbar, meine Mutter so leiden zu sehen. Nach einigen Tagen sagte uns der Arzt, er könnte meine Mutter mit dem Proviantwagen, der wöchentlich vom KZ Kaiserwald kam, dorthin schicken, denn Kaiserwald hätte ein Lazarett. Nach einigen Tagen Überlegen entschlossen wir uns, den Vorschlag des Arztes anzunehmen, denn in Strasdenhof war einfach keine Möglichkeit für sie zu genesen. Am Tage der Proviantversorgung wurde meine Mutter auf einer Holzbahre im Lastwagen in das Lazarett des Konzentrationslagers Kaiserwald gebracht. Durch die Juden, die wöchentlich mit dem Proviantwagen kamen, hörte ich von ihr jede Woche. Auf das Schreiben von Briefen stand die Todesstra-

fe, trotzdem sandte sie ab und zu einen kleinen Zettel mit, ca. 3 cm x 6 cm groß. Sie konnte schon wieder etwas gehen und hoffte, bald wieder mit mir vereint zu sein. Im April 1944 war im KZ Kaiserwald⁴² eine Aktion und das Lazarett wurde auf diese Weise aufgelöst. So habe ich meine Mutter nie wiedergesehen.

Wieder ging ein Flüstern durch das Lager. „Alle Personen über 30 Jahre werden fortgeschickt.“ Am folgenden Morgen beim Appell kam der Kommandant von unserem Arbeitslager mit einer Liste und verlas Namen. Wer aufgerufen wurde, musste sich auf der anderen Seite des Hofes aufstellen. Ich hörte ein Mädel, dessen Mutter aufgerufen worden war, zu einem von unserer Wache sagen: „Meine Mutter ist aufgerufen, kann ich mit ihr gehen?“ Die Wache antwortete: „Wenn du willst, aber es wird dir leid tun.“ Als der Appell zu Ende war, gingen alle Zurückgeblieben wieder in ihre Blocks. Die ausgewählten Leute wurden verladen auf Nimmerwiedersehen. Einigen der Ausgesuchten war es gelungen, sich im Gebäude zu verstecken, doch die SS kam mit Hunden und spürte sie auf. Bei uns im 3. Block fanden sie einen jungen Mann, einen Herrn [B.]. Er rannte weg und sprang aus dem Fenster auf ein Vordach. Die SS ermordete ihn mit einem Schuss. Das alles mussten wir mit ansehen.

⁴² im Villenvorort von Riga errichtet; von 1943 an wurden die meisten Juden aus dem Ghetto nach Kaiserwald deportiert.

Als die Aktion vorbei war, ging ich in den Toilettenraum. Entlang einer Wand waren alle Doppelfenster der Fabrik gelegen. Plötzlich hörte ich eine Stimme meinen Namen rufen. Es hörte sich an wie eine Stimme aus dem Grabe und ich war sehr erschrocken. Als ich antwortete, kam Alice [L.] aus ihrem Versteck. Die Hunde hatten sie nicht aufgespürt: „Henny, hilf mir.“

Wir berieten, was zu tun wäre, und beschlossen, dass ich mit ihren Mitarbeitern sprechen sollte. So ging ich zu denen. Alice versteckte sich inzwischen wieder. Keiner wusste einen Ausweg, da wir unseren ganzen Block in Gefahr brachten. Wir entschlossen uns, die Situation Hans, dem Lagerältesten (er war kein Jude, sondern ein Verbrecher, den man zur Aufsicht über uns eingesetzt hatte), zu melden. Hans kam und nahm Alice mit. Wir haben sie nie wieder gesehen. Dies ist etwas, was ich einfach nicht vergessen kann. Hier kam ein Mensch, bat mich um Hilfe und ich war vollständig machtlos.

Es war August 1944, kurz nach dieser Aktion, als allen Gefangenen die Haare völlig abgeschoren wurden. Wir konnten uns kaum noch gegenseitig erkennen. Es war der Auftakt zur Auflösung des Arbeitslagers. Kurz darauf wurden alle Lagerinsassen in einen großen Raum gebracht und sie mussten ihre Kleidung ablegen und auf einen Haufen stapeln. Jetzt erhielt jeder die blau-grau gestreifte Sträflingskleidung mit einer Nummer auf dem Ärmel. Wenn die Kleidung nicht passte und wir versuchten,

sie umzutauschen, gab es erst einmal Schläge. So versuchten wir, sie untereinander zu tauschen. Dieses Wechseln der Kleidung wurde „Entlausung“ genannt. Wir erhielten pro Person eine Decke, eine Emaille-Schüssel und einen Holzlöffel, dies war unser ganzer Besitz. Wir mussten uns in Viererreihen aufstellen und unter SS-Bewachung aus dem Lager marschieren. Als wir an einem geschlossenen Waggon auf den Eisenbahnschienen vorbeikamen, sagten wir schon zueinander: „Gaswagen, jetzt ist alles vorbei.“ „Los, ihr Saubande“, und die SS-Wache schlug mit den Gewehrkolben auf uns ein.

Wir marschierten weiter und kamen zum Hafen, wo wir auf einem großen Truppentransporter nach ganz unten gebracht wurden. Es war so heiß, dass man kaum atmen konnte. Wenn wir zur Toilette gehen wollten, mussten wir erst ein paar Stunden Schlange stehen, und wenn wir nur ein bisschen aus der Reihe traten, schlugen die Naziweiber, die uns bewachten, mit dem Gummiknüppel dazwischen. „Was wollt ihr Schweine? Wollt ihr mal in der Reihe stehen? Was, ihr könnt nicht? Ich werde es euch schon zeigen.“ Und wieder sauste der Knüppel zwischen uns. Wir wollten schon gar nicht mehr zur Toilette gehen. Nur einmal gelang es mir, auf dem Schiff zur Toilette zu gehen. Nach drei Tagen Fahrt wurden wir auf Kohlenkähne verladen und fuhren noch für einige Zeit auf einem Fluss. Endlich war die Fahrt zu Ende und man brachte uns in eine Waldlichtung. Wie waren wir erstaunt, als jeder ein ganzes Brot erhielt, und wir

sagten zueinander: „Jetzt wollen sie uns noch mästen, damit sie mehr Seife aus uns machen können.“ (Wir hatten schon im Ghetto erfahren, dass die federleichte Seife mit der Aufschrift R.I.F.⁴³ (Ruhe in Frieden) aus dem Fett der verbrannten Menschen hergestellt wurde.) Unter ständiger Aufsicht der SS durften wir uns an einer Pumpe sogar waschen und essen. Dann hieß es wieder, sich in Reih und Glied aufzustellen und abzumarschieren. Nach einem kurzen Marsch erreichten wir eine Barackenstadt, umgeben von elektrischen Zäunen und in kurzen Abständen Wachttürmen mit Maschinengewehren. Da war kein Entrinnen. Es war das Konzentrationslager Stutthof.⁴⁴

Wir wurden in die Baracken getrieben, wo eine hölzerne Schlafkoje neben der anderen stand, drei Kojen übereinander. Anstatt eine Person pro Koje mussten wir zu viert hinein. In der Nacht brachen die obersten Kojen unter dem Gewicht oft zusammen und es lagen dann zwölf Personen mit Knochenbrüchen auf dem Boden. Dieses Lager ist einfach unmöglich zu beschreiben. Um 3 Uhr morgens wurden wir schon wieder nach draußen gejagt und mussten Appell stehen. Auch wurden wir alle paar

⁴³ „Reichsstelle für industrielle Fettversorgung“, Aufdruck für die deutsche Einheitsseife

⁴⁴ Das Konzentrationslager Stutthof bestand vom September 1939 bis zum 1. Mai 1945. Ab Juni 1944 wurden Neuankömmlinge zum Teil sofort in Gaskammern ermordet. Von 50 000 Juden, die nach Stutthof gebracht wurden, kamen fast alle um.

Tage in eine andere Baracke gebracht, sodass wir bald auch keine Schüsseln oder Löffel mehr hatten. So mussten drei oder vier Personen aus einer Schüssel essen. In den Waschraum zu kommen, war fast unmöglich. Wir waren immer erst den Schlägen der Blockältesten ausgesetzt. Eines Morgens, nachdem ich schon drei Wochen in dieser Hölle gewesen war, wurden wir nach dem Appell abgezählt und es hieß, dass wir zur Entlassung gingen. Wir wurden in einen großen Raum geführt, wo wir erst an zwei Duschen vorbeipassierten. Wir waren sicher, dass es jetzt in die Gaskammer ging.

Wie waren wir erstaunt, als es sich wirklich um eine „Entlassung“ handelte und wir nur andere Sträflingskleidung erhielten. Wie schon vorher: wenn sie passte, war es gut, doch wenn man sie umtauschen musste, ging das natürlich nicht ohne Schläge. „Wollt ihr mal in der Reihe stehen! 100 Personen in einen Wagen. Was, da ist kein Platz? Ich werde euch Schweinehunden gleich zeigen, wie Platz zu machen ist!“ Und der Gewehrkolben sauste über unsere Köpfe. Wir hätten im Stehen sterben können, umfallen konnten wir nicht.

Man brachte uns jetzt ins Sonderlager Korben bei Thorn. Unser materieller Besitz bestand erneut aus einer Decke, einer Emailschüssel und einem Holzlöffel. Hier fanden wir runde Sperrholz-Zelte in einer großen Waldlichtung vor. Pro Zelt 50 Personen. Ein bisschen Stroh auf dem Waldboden und ein kleiner

Ofen in der Mitte. In diesem Lager war ich mit Frau Selma Sollinger⁴⁵ und Putti [I.] (Sie war Direktor Rosenblatts Sekretärin in der Gartenbauschule in Ahlem gewesen.) zusammen, beide auch aus Hannover. Auch Frau Jeannette [W.] war mit uns zusammen. (Letztere war nach unserer Befreiung Abgeordnete in der Regierung in Berlin.). Putti und ich legten eine Decke aufs Stroh und mit der anderen deckten wir uns zu, so war es ein bisschen wärmer. Inzwischen hatten wir September und die Nächte waren schon empfindlich kalt. Besonders, wenn man so hungrig ist, dann spürt man die Kälte viel mehr. Die ersten paar Tage wurde ich zum Ausheben von Schützengräben geschickt. Wie gesagt, die Nächte waren kalt und einige Leute wurden ausgesucht, um Moos aus dem Wald zu holen und das Zelt unserer Wache damit zu bedecken, denn das Moos isolierte gegen die Kälte. Da ich ziemlich athletisch war, kletterte ich mit noch ein paar Mädchen auf das Dach und breitete das Moos aus, das die anderen Frauen aus dem Wald gebracht hatten. Ein paar Stunden später kam der Kommandant und beobachtete uns. Zu mir sagte er: „Komm mal runter.“ Ich hatte keine Ahnung, was ich getan hatte, und befürchtete das Ärgste. „Kannst du Kartoffeln schälen?“ „Ja, Herr Kommandant.“ „Komm mit mir.“ Ich folgte ihm zum Platz, wo einige Frauen Kartoffeln für unsere Feld-

⁴⁵ S. Sollinger hat überlebt, ihr Mann Julius, 56 Jahre alt, wurde in Buchenwald ermordet (aus: Buch der Erinnerung, bearb. v. Wolfgang Scheffler u. Diana Schulle, München 2003).

küche schälten. Er ließ eine Kartoffelschälerin aufstehen und mir ihr Messer geben. „Schäl.“ Er sah, dass ich die Arbeit tun konnte und rief hinüber zur Feldküche: „Frau Sollinger, die bleibt hier zum Kartoffelschälen.“ Dies war meine glückliche Stunde. Die Arbeit war nicht leicht, von morgens bis nachmittags in der Kälte unter freiem Himmel die Kartoffeln zu schälen, aber ich hatte doch nun die Möglichkeit, d.h., wenn die Wache außer Sicht war, eine Kartoffel zu stehlen und zu Frau Sollinger zu bringen, die sie dann ins Feuer zum Rösten legte. Nun hatte ich ein bisschen extra zu essen. Auch konnte ich Putti ab und zu eine Kartoffel bringen. Putti arbeitete in der Schreibstube.

Inzwischen war es Januar geworden und die russische Front war sehr nah. Wir konnten schon den Kanonendonner hören. Am 19. Januar kam der Befehl: „Morgen früh muss alles fertig sein zum Abmarschieren.“ Wir mussten schnell alles packen und jeder erhielt etwas Proviant. Am 20. Januar 1945 um 8 Uhr morgens starteten wir den Todesmarsch. SS-Wache umzingelte uns. 150 Kranke blieben zurück. (Wir erfuhren später, dass die SS sie alle erschossen hatte.) Wer nicht schnell genug mitkommen konnte, wurde auf der Stelle erschossen. Sobald es dunkel wurde, wurden wir in Scheunen untergebracht. Angst, Hunger und Kälte waren unsere ständigen Begleiter. Am 28. Januar 1945 kamen wir an eine Brücke, die wir überqueren mussten. Bei uns war ein junges Mädel, Nina. Sie war 12 oder 13 Jahre alt und konnte einfach nicht mehr laufen. Sie wollte zurückbleiben, was sie

das Leben gekostet hätte. Putti sagte zu mir: „Henny, wir müssen sie unter den Arm nehmen.“ Gesagt, getan. Putti nahm ihren linken Arm und ich ihren rechten und so schleppten wir sie voran. Plötzlich kam der Befehl von der Wache, anzuhalten. Wir sahen an der Straßenseite drei Heuwagen mit vorgespannten Pferden. „Wer kann einen Heuwagen kutschieren?“ fragte ein Wächter. Meine Freundin Putti wies auf mich und sagte: „Sie kann.“ In meinem Leben hatte ich noch keinen Heuwagen kutschiert, aber man kann alles, wenn man muss. Die Wache erlaubte Leuten, die sich nur noch so schleppten, auf den Wagen zu steigen. Selbstverständlich nahm ich Putti und Nina sowie noch einige andere mit. Es dauerte eine Weile, bis das Pferd anzog, denn ich glaube, es war genauso ausgehungert wie wir, doch langsam fuhren die drei Wagen ab. So fuhren wir bis gegen Abend des 28. Januar 1945 bis Deutsch-Krone. Hier wurden wir in ein Gefängnis gesteckt.

Wir waren in einem sehr großen Raum mit einem ca. 3 m breiten Fenster, von dem aus man einen Hügel überblickte, untergebracht. Putti und ich hatten eine Kojе. Das Küchenpersonal, auch Gefangene, brachte uns etwas Brot und wir hörten von ihnen, dass die Russen schon ganz nahe seien.

Am nächsten Morgen bei der Brotausteilung sagte man uns: „Ihr könnt nicht mehr weiter, die Russen sind 1 km vor der Stadt.“ Einige Mädels standen am Fenster, ob sie irgend etwas draußen

sehen könnten. Auf einmal ruft eine von ihnen: „Kommt her, kommt her, guckt dort auf den Hügel! Die Deutschen rennen mit den russischen Soldaten auf ihren Fersen!“ Kaum hat sie das gesagt, hören wir Schüsse. „Jetzt ermorden sie uns erst noch.“ Doch nein, die Tür springt auf und das Küchenpersonal kommt mit Körben voll Brot. „Die Russen sind hier, ihr seid frei!“ Es war der 29. Januar und es war Puttis Geburtstag. Was für ein Geburtstagsgeschenk!

Die meisten der Erlösten waren polnische Juden, so kannten sie wenigstens die Sprache. Jetzt waren wir frei, allein, in einem fremden Land, dessen Sprache wir nicht verstanden. Im Sonderlager Korben hatten wir uns mit drei lettischen Jüdinnen angefreundet und wurden mit ihnen in Deutsch-Krone befreit. Selbige sprachen Lettisch, Russisch und Deutsch. Wir fünf Frauen verließen das Gefängnis gemeinsam. Auf der Straße stießen wir auf einige Russen, die wissen wollten, woher wir kämen. Unsere Freundinnen erklärten ihnen, dass wir Juden wären und einer der Russen fing an zu weinen. „Ihr seid die ersten Juden, die wir lebendig befreien.“ Er war ein jüdischer Offizier in der russischen Armee. Er verschaffte uns eine Unterkunft auf einem Bauernhof und befahl seinen Leuten, Essen für uns heranzuschaffen. Die Bauern mussten das Essen für uns vorbereiten und uns wurde an einem richtigen Tisch, mit Tischdecke bedeckt, serviert und wir hatten nachts richtige Betten mit Bettlaken. Wir fühlten uns auf einmal wieder wie Menschen. Mit dem Essen mussten wir

es sehr langsam angehen lassen, denn unsere Körper waren daran nicht mehr gewöhnt. Manche Leute sind nach der Befreiung durch Überessen sehr krank geworden, manche sogar gestorben.

Nun rieten uns die Russen, uns von der Kriegsfront zurückzuziehen, denn in einem Krieg wisse man nie, was passieren könne, und die Deutschen könnten wieder zurückkommen. Wir folgten ihrem Rat und gingen zu Fuß nach Bromberg, wo wir in einer vorher von Deutschen bewohnten Wohnung Quartier fanden. Die Deutschen waren geflohen. Essen war in der Wohnung vorhanden und wir kochten uns erst einmal etwas. An einem Abend, an dem wir uns in unserem Zimmer ausruhten, drangen zwei Russen in unsere Wohnung. Der eine war schrecklich besoffen. Wie schon vorher erwähnt, konnten Putti und ich nur Deutsch sprechen. Als der besoffene Kerl uns beide Deutsch sprechen hörte, legte er das Gewehr an und zielte auf uns beide. „Deutsche, Deutsche,“ schrie er. Unsere Freundinnen erklärten ihm, dass wir deutsche Jüdinnen seien und sein Kamerad versuchte auch, ihn zu bereden. Es erschien uns wie eine Ewigkeit, doch endlich zog sein Kamerad ihn aus dem Zimmer. Am nächsten Morgen gingen unsere Freundinnen zur russischen Kommandantur, um „unseren“ jüdischen Offizier aufzusuchen. Er hatte uns nämlich gesagt, falls wir irgendwie Hilfe brauchen würden, könnten wir ihn dort erreichen. Die Mädels fanden ihn und erzählten ihm von dem Vorfall. Noch am selben Abend

sandte er einen russischen Soldaten, der in der Wohnung bleiben musste, um uns zu beschützen.

Diese Ruhe dauerte nicht lange. Eines Morgens kam ein uniformierter Mann mit einem Gewehr über der Schulter. Er war von der polnischen Gendarmerie und forderte uns auf, ihm zu folgen. Er führte uns zu einem großen Platz, wo schon viele Frauen versammelt waren. Wir mussten uns in Reih und Glied aufstellen und dem Gendarm folgen. Niemand wusste, wohin es ging. Wir wurden aus der Stadt herausgeführt und auf einem Bauernhof einquartiert. Es waren weder Wachen noch Stacheldraht um das Haus. Angeblich sollten wir irgendwelche Arbeit verrichten. Wir fünf Mädels hielten Rat und beschlossen, dass die drei lettischen Mädels nach Bromberg zurückgehen sollten, um „unseren“ Offizier wieder aufzusuchen. Putti und ich blieben zurück. Als uns die Mädels bis zum folgenden Morgen noch keine Hilfe gesandt hatten und keine Wache in Sicht war, gingen Putti und ich einfach weg. Unterwegs stießen wir auf andere ehemalige KZler, die uns rieten, zum Bahnhof zu gehen und per Zug nach Warschau zu fahren. Der Zug bestand aus Gepäckwagen und hatte Holzbänke zum Sitzen. In unserem Wagen waren ehemalige KZler, englische Soldaten und polnische Bürger. Putti und ich konnten etwas Schulenglisch. Wir versuchten, uns mit den Soldaten zu unterhalten. Unter uns sprachen wir natürlich Deutsch. Auf einmal hält der Zug, die Tür wird von draußen geöffnet und ein russischer Soldat kommt in den Wagen. Die

Polen weisen auf Putti und mich und sagen: „Deutsche, Deutsche.“ Wir mussten aus dem Zug aussteigen und der Soldat nahm uns mit zum russischen Quartier. Jetzt hatten wir aber doch Angst. Der anwesende Offizier begann, uns zu vernehmen. Wie konnten wir ihm nur klar machen, dass wir Juden wären und gerade von der russischen Armee befreit worden waren. Er wollte, dass wir Yiddish sprechen sollten, doch konnten wir das auch nicht. (Ich kann zwar Yiddish verstehen, sogar ein bisschen lesen, aber nicht sprechen.) Da kam mir eine Idee. Ich bat ihn um ein hebräisches Gebetbuch (Siddur), um ihm zu beweisen, dass wir beide Hebräisch lesen konnten. Er hatte aber keins. Dann fing ich an, eines unserer wichtigsten Gebete, das „Sh'mah Yisrael“, auswendig aufzusagen. Endlich schien er uns zu glauben und sandte uns mit dem Soldaten zu dem noch wartenden Zug zurück. Uns fiel ein Stein vom Herzen.

So gelangten wir nach Warschau und fanden nichts als Trümmer vor. Die Stadt war völlig zerstört. Wir trafen einige Ehemalige, die uns vorschlugen, ca. 10 km aus der Stadt hinaus nach Praha zu gehen, dort sei schon ein jüdischer Ausschuss. Wir folgten deren Rat. Wir aßen und übernachteten dort. Am nächsten Morgen erhielten wir etwas Proviant und setzten unsere Odyssee mit dem Ziel Litzmannstadt fort. Hier war auch schon ein jüdischer Ausschuss. Während wir mit anderen Überlebenden, die sich dort versammelt hatten, sprachen, kam eine jüdische Frau namens Katja (sie hatte mit den Widerstandskämpfern

gekämpft) und fragte uns, ob jemand von uns nähen könnte. Meine Freundin Putti zeigte auf mich und sagte: „Ja, sie kann nähen.“ Ich wollte mich aber nicht von Putti trennen, so sagte ich: „Ja, ich kann wohl nähen, aber ich gehe nicht ohne meine Freundin.“ Katja fragte Putti, ob sie sauber machen könne, und als Putti es bejahte, nahm sie uns beide mit. Jetzt hatten wir erst einmal eine Unterkunft und auch zu essen. Danach hatten wir noch verschiedene Arbeitsstellen, aber nicht mehr zusammen.

Eines Tages ging ich zu Putti und erzählte ihr, dass ich meine Arbeitsstelle in zwei Tagen verlieren würde. Da sagte Putti: „Ich habe da gerade mit einem jüdischen Herrn gesprochen. Er sucht für sich und seinen Freund jemanden zum Kochen und Saubermachen. Er kommt heute Nachmittag wieder her. Das wäre was für Dich, aber es ist auf dem Land, einige Kilometer von Litzmannstadt entfernt, in Widawa.“ Putti sprach noch am selben Tag mit dem Herrn. Er wollte sogar auch sie mitnehmen, doch sie meinte, ich solle erst mal alleine gehen. So ging ich den kommenden Tag mit dem Herrn namens Daniel. Allerdings habe ich mich schwer von Putti getrennt, aber ich musste mir doch mein Obdach verdienen. Mir gefiel die Arbeit auf dem Land - und auch Daniels Freund Abram. Putti kam einmal, um mich zu besuchen. Sie wollte sich verabschieden, denn der Krieg war endlich zu Ende. Sie wollte zurück nach Hannover.

Eines Tages, mittlerweile war es Juni 1945, erhielt ich einen Brief mit einer mir sehr bekannten Handschrift aus Berlin. Ich war ganz aufgeregt, denn er war von meiner Tante Selma, der Schwester meines Vaters. Selbige war in Berlin im ehemaligen Jüdischen Krankenhaus interniert gewesen und nach der Befreiung noch nicht nach Dortmund zurückgekehrt. Jetzt war das Krankenhaus ein Auffanglager für Überlebende, wo auch Putti während Ihrer Rückkehr nach Deutschland für einige Tage blieb. Meine Tante suchte nach Hannoveranern und fand Putti. Nun fragte sie, ob Putti eine Henny Rosenbaum kenne und so erfuhr sie, dass ich überlebt hätte und noch in Widawa/Polen sei.

Am 14. Juli kam Abram ganz aufgeregt ins Haus: „Wir müssen schnell packen und weg von hier. Man hat einen jüdischen Mann auf dem Marktplatz erschossen.“ Fröhlich am 15. Juli, meinem 20. Geburtstag, flohen wir auf einem Heuwagen aus Widawa in Richtung Litzmannstadt. Was für ein Geburtstag! Kurz vor Litzmannstadt war Kontrolle und wir wurden angehalten. Der Gendarm bemerkte, dass ich Deutsch sprach und befahl mir abzusteigen. Weder Daniels noch Abrams Erklärung, dass ich eine deutsche Jüdin sei und kein Nazi, halfen. Abram war es gerade noch möglich, mir die Adresse zu geben, wo ich ihn finden könnte. Die Adresse werde ich nie vergessen. Sie lautete „Zachodnia 66 in Litzmannstadt“. Ich wurde in ein Gefängnis gebracht und von zwei Gendarmen bewacht. Nach einigen Stunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, schienen sie mir endlich zu glauben, dass ich Jüdin sei und entließen mich. Ich

ging, bis ich in die Stadt kam, und fand glücklicherweise die Adresse.

Am 25. August heirateten Abram und ich und zwei Tage später verließen wir Polen mit einem Koffer, etwas Geld und zwei Flaschen Wodka. Dies hört sich alles so einfach an, als ob wir einen Zug nehmen und nach Deutschland fahren konnten. Dauernd stießen wir auf Hindernisse. Man darf nicht vergessen, der Krieg war erst seit 2½ Monaten beendet. Ungeheuer viel war zerstört, Flüchtlinge und Heimatlose überall. Mit einem mit Flüchtlingen voll beladenen Zug ging es zuerst nach Kattowitz und dann weiter in die Tschechoslowakei. Wir standen während der ganzen Strecke auf der Plattform, andere saßen auf den Dächern des Zuges, denn er war so voll gepackt.

An der Grenzschaft Mährisch-Ostrau wurde der Zug von russischem Militär angehalten. Da niemand Ausweispapiere hatte, wurden alle ausgeladen und auf der Station in einem Raum eingeschlossen. Abram und ich standen an einem Fenster. Ein Russe bewachte uns. Jetzt kamen uns die zwei Flaschen Wodka zugute. Abram ging zu dem Russen, sprach für einen Moment mit ihm und bestach ihn mit einer Flasche Wodka. Als er zurückkam, öffnete er das Fenster. „Henny, komm, schnell aus dem Fenster.“ Er warf den Koffer raus in den Vorraum und wir liefen, so schnell wir konnten, aus dem Bahnhof und folgten der Straße. Es war schon dunkel. Ein Junge hielt uns an und fragte, ob

wir einen Platz zum Übernachten bräuchten. Er sagte, seine Mutter würde uns aufnehmen. Wir folgten ihm. Seine Mutter bereitete uns etwas zu essen vor und richtete uns ein Bett her. Am folgenden Morgen, nach dem Frühstück, zogen wir wieder los. Die Frau riet uns, bis zur nächsten Station zu gehen, denn dort wäre keine Kontrolle und wir könnten den Zug nach Prag nehmen. Wir folgten ihrem Rat und kamen unbehelligt nach Prag. Hier war ein Flüchtlingslager, wo wir für eine Woche blieben.

Von Prag aus führte angeblich der beste Weg nach Deutschland über Wien. Nun mussten wir erst von der russischen Zone in die amerikanische Zone. Als wir an der Grenze ankamen, hielt uns ein amerikanischer Soldat an und nahm uns zur Militärpolizeistation mit. Es war ungefähr 11 Uhr morgens. Gegen 12 Uhr erhob sich der Soldat und sagte zu uns, er gehe jetzt zum Mittagessen, wir sollten da warten. Als wir sahen, dass uns niemand bewachte, sagte Abram: „Komm, wir gehen jetzt auch essen.“

Nach langem Hin- und Herfahren erreichten wir Nürnberg, Deutschland. Es war Erev Rosh Hashanah,⁴⁶ das jüdische Neue Jahr. Wir begegneten ein paar jüdischen Leuten und die sagten uns, dass in Fürth G'ttesdienst stattfände. Wir fanden die Synagoge. Zwei amerikanische Soldaten standen im Vorraum und

⁴⁶ Anfang des neuen Jahres, jüdisches Neujahrsfest.

gaben uns ein Machzor (Gebetbuch) und eine kleine Bibel. Ich habe die Bücher noch lange benutzt und habe sie als Andenken mit nach Amerika genommen.

Nach den Feiertagen setzten wir den Rest unserer Reise fort, und zwar nach Dortmund. Wir gingen zu dem Haus, in dem meine Tante vor dem Krieg gewohnt hatte, doch es war zerstört. Wir gingen fünf Minuten weiter zu einer anderen Tante. Das Haus stand noch und hier fanden wir zwei Tanten und fünf Cousins. Eine andere Tante war in Theresienstadt umgekommen, eine Cousine und ihr Gatte in Sobibor und ein Cousin in einem anderen Lager.

Die Stadt Dortmund hatte der Krieg sehr zerstört. Ganz wenige Juden hatten den Holocaust überlebt. So fuhren wir nach Hannover, um zu sehen, ob es weniger zerstört war. Ich suchte Frau [S.] auf, die frühere Reinemachefrau und Freundin meiner Mutter, die uns in der Not zur Seite gestanden hatte. Wir fanden sie bald. Hat die sich gefreut, mich lebendig wiederzusehen. Sie bot uns gleich ein Zimmer an, was wir auch dankbar annahmen. In Hannover war schon ein KZ-Ausschuss vorhanden, der uns ehemaligen KZlern bei der Wohnungssuche und mit Esswaren usw. half. Auch war schon wieder eine jüdische Gemeinde tätig. Von der U.N.R.R.A.⁴⁷ wurden wir ebenfalls versorgt. Nachdem wir

⁴⁷ United Nations Relief and Rehabilitation Administration, UN-Behörde für Flüchtlinge und Staatsangehörige der Alliierten, die den displaced persons (DPs) bei der Rückführung in die Heimat half

drei Wochen bei Frau [S.] gewohnt hatten, fanden wir zwei Zimmer in der Südstadt, in der Wissmannstraße 12.

Bis dahin hatte ich noch nicht ausfindig machen können, ob mein Vater noch lebte und in China war. Zwar erinnerte ich mich an seine Adresse in Shanghai, aber man konnte noch keine Post nach China senden. Eines Tages stand ein Soldat der Jüdischen Brigade bei uns vor der Wohnung und fragte nach mir. Es war Herbert [G.] ([G.s] sind weitläufig mütterlicherseits verwandt), der mir Grüße von meinem Vater brachte. Er sagte mir, ich solle an meinen Vater schreiben, und zwar über die Vereinigten Staaten, und seine Familie würde meinen Brief dann weiterbefördern.

Langsam etablierten wir uns wieder. Im Sommer 1946 fand mein Mann seinen Bruder Leonard wieder. Er kam mit seiner Frau Greta nach Hannover und sie mieteten sich in unserer Nähe ein Zimmer.⁴⁸ Wir lebten, solange wir in Deutschland waren, zusammen. Unser Sohn wurde im Dezember 1946 geboren und wir nannten ihn Jakob nach seinem Großvater väterlicherseits. So verewigten wir das Andenken unserer ermordeten Familie.

1947 kaufte mein Mann ein ausgebranntes Haus in der Herschelstraße und baute es wieder auf. Ein Jahr später konnten wir

⁴⁸ in der Nachtigallstraße 6 in Hannover

einziehen. Jetzt hatten wir unsere eigene Wohnung. Mein Schwager und meine Schwägerin zogen auch ein. Die übrigen Wohnungen vermieteten wir. Parterre waren zwei Läden, einer wurde vermietet und im anderen war ein An- und Verkauf-Geschäft, in dem mein Mann bis zu unserer Auswanderung im November 1949 Mitinhaber war.

Wir überquerten den Ozean auf dem Truppentransporter General J. H. McRae und kamen Thanksgiving 1949, einem Donnerstag, in New York an. Da Thanksgiving in den Vereinigten Staaten ein Feiertag ist, mussten wir außerhalb des Hafens ankern und konnten erst am Freitag anlegen und ausschiffen. Mein Vater war inzwischen von Shanghai aus in die U. S. A. eingewandert und empfing uns am Pier. War das ein Wiedersehen! Mein Schwager und meine Schwägerin mit ihrem Baby Henry kamen einige Tage später auch nach New York. Wir fanden mit Hilfe der H. I. A. S.⁴⁹ eine Wohnung in Brooklyn.

Im Mai 1950 kauften wir eine Farm in Colchester. Wir hatten Hühner und Kühe, arbeiteten zwar schwer, aber taten es gerne. Wir waren wieder freie Menschen.

Mein Vater lebte nun auch bei uns und half mit auf der Farm. Er war glücklich, dass wir wieder zusammen waren. Am 30. Sep-

⁴⁹ Hebrew Immigrant Aid Society, New York

tember 1951 wurde unsere Tochter Jenny geboren. Wir nannten sie nach meiner Mutter, die von den Nazis in Riga ermordet worden war. Leider war es meiner Ib. Mutter nicht vergönnt, zu überleben und ihre Enkel aufwachsen zu sehen. Ich bin nur froh, dass wenigstens mein lieber Vater noch 14 Jahre mit uns zusammen war. Er starb im April 1964 im Alter von 84 Jahren.

Unsere Kinder gingen hier zur Schule, absolvierten die Universität und heirateten. 1973 wurde unser erster Enkel, Lee, geboren. Das waren glückliche Zeiten. Doch dann kam 1976 ein schwerer Schlag. Am 4. Dezember 1976 starb mein Mann Abram nach 32-jähriger Ehe ganz plötzlich. Ich meinte, die Welt bräche über mir zusammen, aber das Leben ging trotz allem weiter.

Mein zweiter Enkel wurde drei Wochen nach dem Tod meines Mannes Abram geboren und bekam den Namen seines Großvaters. Lee (Jg. 1973) und Abram (Jg. 1976) sind Jakes und Paulas Kinder. Meine anderen beiden Enkel, Michelle (Jg. 1979) und Aaron (Jg. 1982), sind die Kinder meiner Tochter Jenny und ihres Mannes Stuart.

Ich fand einen neuen Lebensgefährten und wir heirateten am 18. Januar 1981. Bob (Simon) und ich haben schöne 20 Jahre miteinander verbracht. Am 7. Dezember 2000 feierten wir noch seinen 85. Geburtstag ganz groß und am 18. Januar 2001 unseren 20-jährigen Hochzeitstag. Leider war uns nicht mehr viel Zeit

miteinander beschieden, denn am 20. Mai 2001 verstarb mein lb. Bob. Dass ich heute an Schulen über den Holocaust spreche und auch meine Erinnerungen niederschrieb, habe ich wirklich Bob zu verdanken. Er war meine größte Stütze und ich bin ihm für immer dankbar dafür.

Anhang:

E 1

Geburtsurkunde

(Standesamt I HANNOVER Nr. 2118/25)
Henny Rosenbaum

ist am 15. Juli 1925
in Hannover geboren.

Vater: Kalorminister Louis Rosenbaum,

Mutter: Henny, geborene Jacobowitz,
Heide wohnhaft in Hannover

Änderungen der Eintragung: _____

HANNOVER .. den 8. November 1942



Der Standesbeamte
In Vertretung
Simon

A 51. Geburtsurkunde (ehelich).
Verlag für Standesamtswesen G.m.b.H., Berlin SW 41, GutsMuths Str. 109, (F 12) C/1421

A 51

Abb. 1

Geburtsurkunde von Henny Rosenbaum

Quelle: Henny Simon



Abb. 2

Henny Rosenbaum

Quelle: Henny Simon

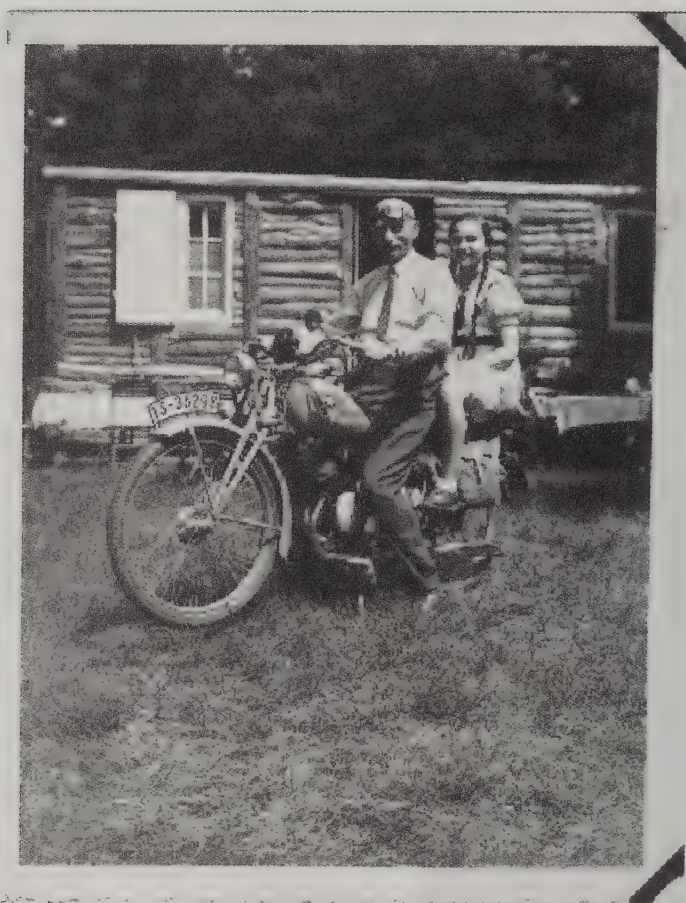


Abb. 3

Ludwig Rosenbaum mit Tochter Henny, 1936/37 in Kaltenweide; im Hintergrund das Holzhaus des Jüdischen Turnvereins Hannover

Quelle: Henny Simon

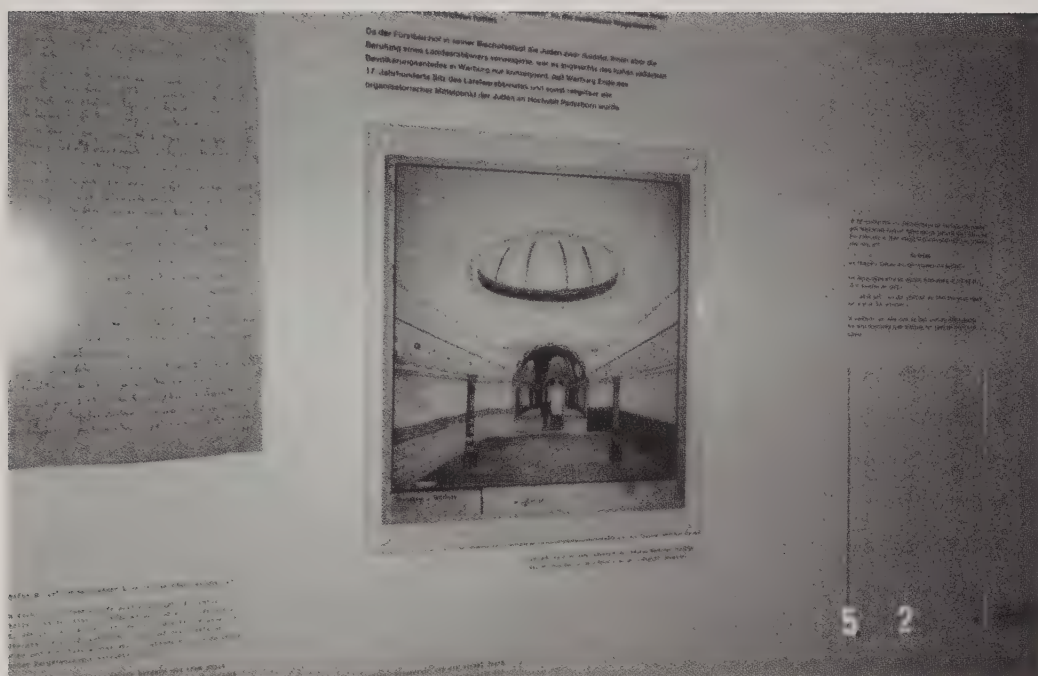


Abb. 4

Skizze vom Gebetsaal der Synagoge in Warburg, 1912 von Hen -
nys Vater, Ludwig Rosenbaum, gezeichnet
Quelle: Henny Simon



Abb. 5

Klassenfoto der 3. Klasse der Jüdischen Schule Hannover, Lützowstraße

Quelle: Henny Simon



Abb. 6

*Auf dem jüdischen Sportplatz in Döhren, 1936
(v.l.: Marta Fridberg, Sigmund Fridberg, Ludwig Rosenbaum u.
Jenny Rosenbaum; knieend: Henny Rosenbaum)
Quelle: Henny Simon*



Abb. 7

*Henny Rosenbaum, 1940, im Fenster der Laubhütte der Israeli -
tischen Gartenbauschule sitzend*

Quelle: Henny Simon

Im Glück nicht jubeln
und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde
tragen. Das Rechte tun, am
Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben und den
Tod nicht scheuen!
Und fest an Gott und bessere
Zukunft glauben! Heisst
leben, heisst dem Tod sein
Bitteres rauben.

Kur Erinnerung an
einen dich liebenden Vater

Hannover. 30. März 1940

Abb. 8

Auszug aus Henny Rosenbaums Poesiealbum

Quelle: Henny Simon

Herrlich köstliche Rosen
Bringe Dir das Leben,
Doch müde nicht,
Wenn Dich ihr Dorn auch sticht,
Ohne Tau kann keine Blume
leben,
Ohne Träne reift die Seele
nicht,
Zur bleibenden Erinnerung
an Deine Dich innig
liebende Mutter.

Abb. 9

Auszug aus Henny Rosenbaums Poesiealbum

Quelle: Henny Simon



Abb. 10

*Henny Rosenbaum in der Haushaltungsschule in Hamburg,
1939*

Quelle: Henny Simon



Abb. 11

*Das letzte Bild Henny Rosenbaums mit ihren Eltern im März 1940, kurz vor der Ausreise des Vaters
(v.l.: Henny, Ludwig und Jenny Rosenbaum)
Quelle: Henny Simon*



Abb. 12

*Das Grab der Großmutter mütterlicherseits, Frederike Jakobowitz, auf dem Friedhof An der Strangriede, Hannover
Quelle: Henny Simon*

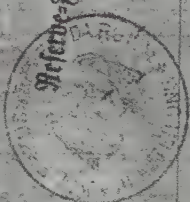
Kommandobehörde, welche Befüge einträgt		Befüge (Abgaben, und)		Zu den Personalnotizen, Dienstvermerken, Anmerkungen, Führung, Strafen etc.		
Datum						
9. Batterie Infanterie-Regiment Nr. 21. 		9/12.	p. Rosenbaum	war am 9. 12. 16. ab bei P. 1. 1. 1.		
		18.		Am 9. 2. 18. dem Kriegspolizisten J. Valenciennes zur Verhaftung überwiesen.		
				<u>Mitgemachte Gefechte</u>		
				9. - 26. 12. 16. Stellungskämpfe im Westen, dabei am: 15/16. 12. 16. Kämpfe bei Beaumont.		
				5. 2. - 27. 3. 17. Stellungskämpfe in Lothringen.		
				17. 4. - 27. 5. 17. Kriegspolizisten in Champagne.		
				28. 5. - 25. 10. 17. Stellungskämpfe vor Reims.		
				26. 10. - 2. 11. 17. Kämpfe um d. post. von Tilette.		
				3. 11. - 8. 11. 17. Stellungskämpfe nördl. von Tilette.		
				22. - 29. 11. 17. Kämpfe bei Cambrai.		
		30. 11. - 7. 12. 17. Angriffskämpfe bei Cambrai.				
		8. 12. - 7. 1. 18. Kämpfe in der Trichter- Stellung.				
		8. 1. - 9. 2. 18. Vorbereitungskämpfe für die große Schlacht in Frankreich.				
		<u>G. d. I.</u>				
		<u>32. 12. 17.</u>				
			<u>Erfahrung:</u>	<u>gut</u>		
			<u>Stärke:</u>	<u>Reims</u>		
			<u>1. 1. 18.</u>	<u>11. 6. 18.</u>		
			<u>Beckers</u>			
			<u>Lehr. v. B.</u>			

Abb. 15

Auszug aus dem Militärpass von Ludwig Rosenbaum: „Mitgemachte Gefechte“ im Ersten Weltkrieg zwischen Dezember 1916 und Februar 1918

Quelle: Henny Simon

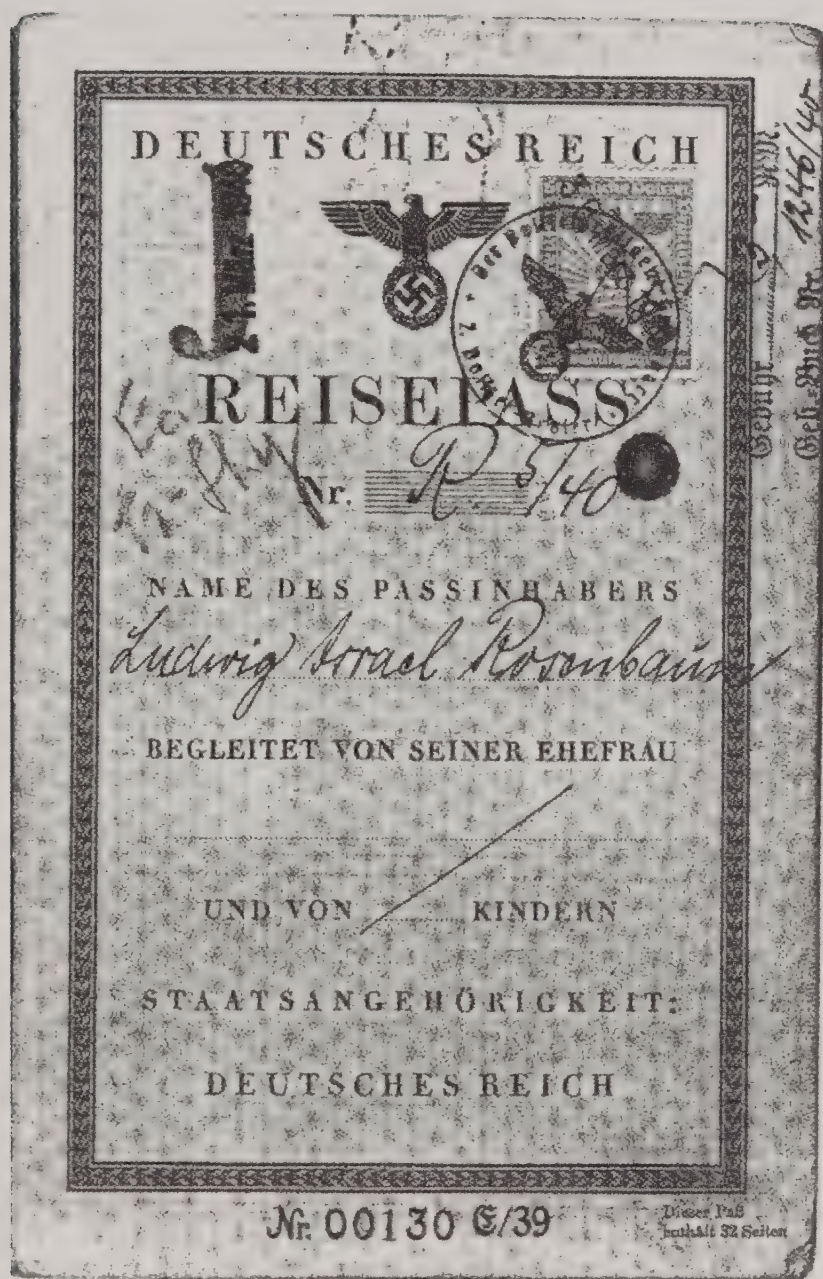


Abb. 16

Reisepass von Ludwig Rosenbaum, beantragt für die Ausreise
1940

Quelle: Henny Simon

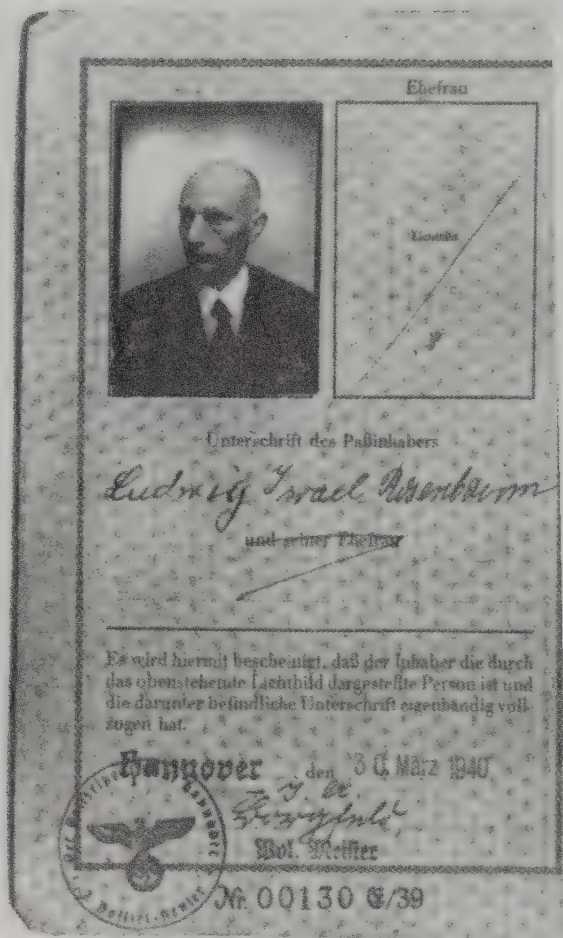


Abb. 17

Auszug aus dem Reisepass von Ludwig Rosenbaum

Quelle: Henny Simon

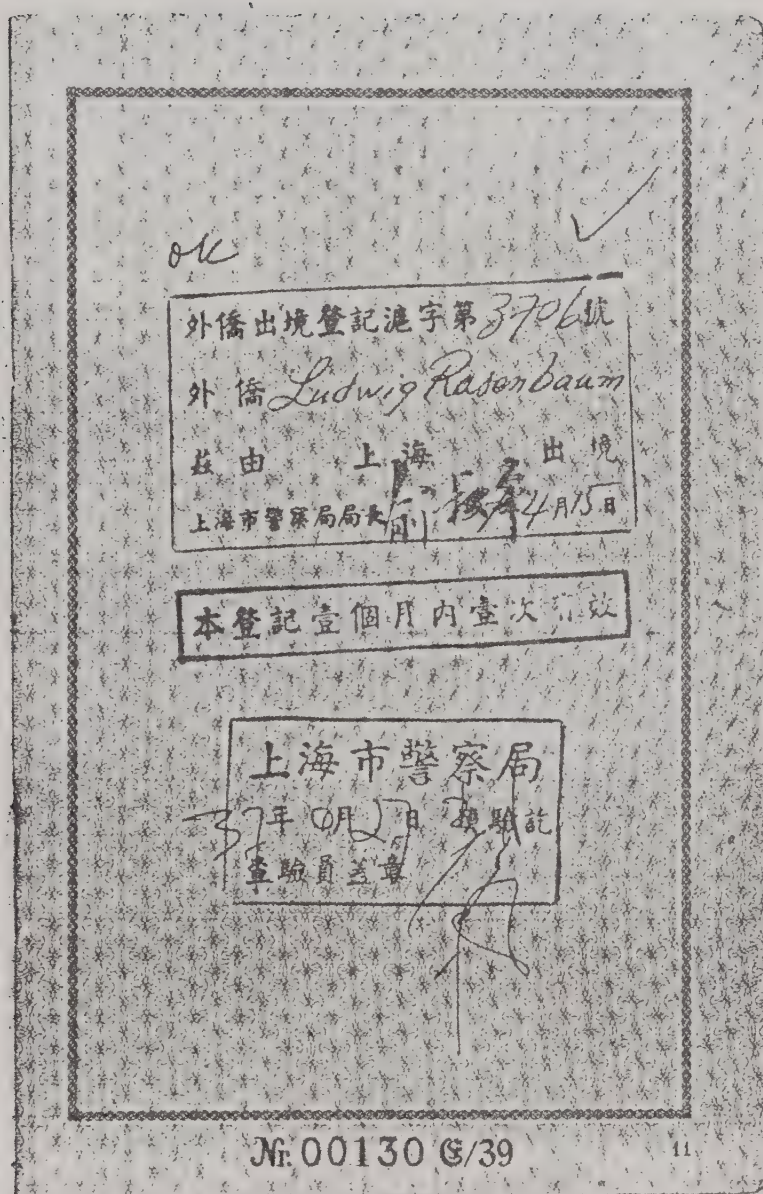


Abb. 18

Auszug aus dem Reisepass von Ludwig Rosenbaum mit dem chinesischen Einreisevisum

Quelle: Henny Simon

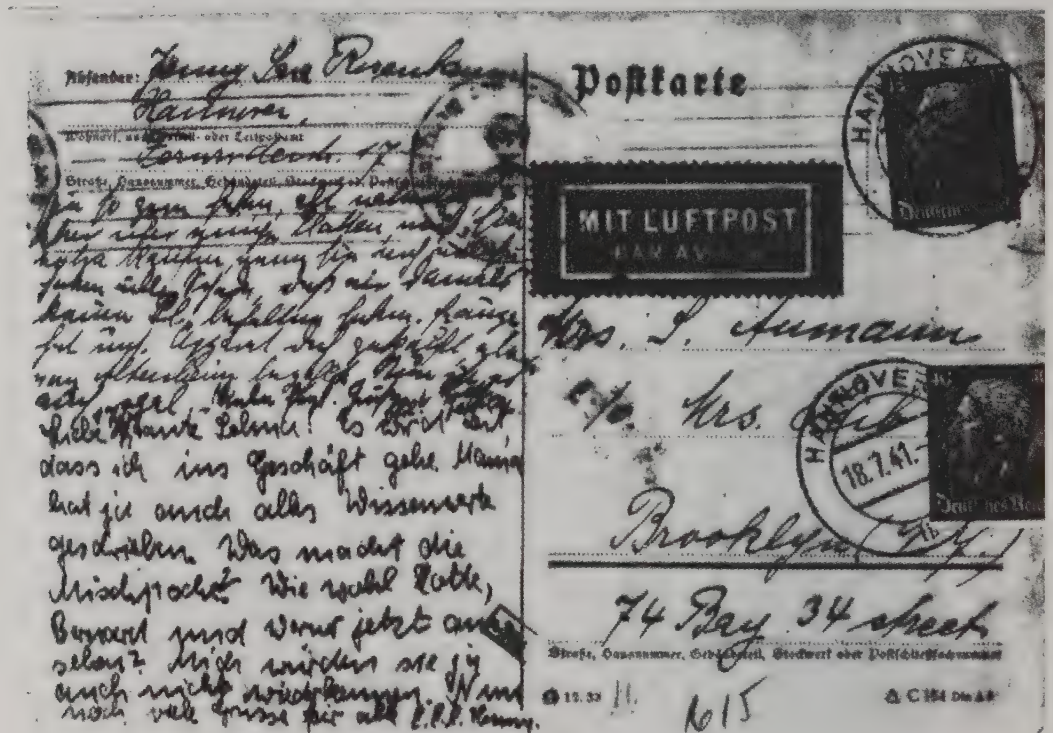


Abb. 19

Die letzte Postkarte von Hennys Mutter, Jenny Rosenbaum, vor der Deportation nach Riga

Quelle: Henny Simon

95

Hannover, d. 15.7.41⁴⁸

M.I. Selma! Meinen letzten Brief vom 1.7. an Euch alle einschl. Ludwig werdet Ihr hoffentlich erhalten haben - Gestern ist nun Liesel abgefahren. Es kam alles so schnell, [es war] erst unsicher, dann ja, dann nein, bis Frieda gestern Mittag ankam u. mir sagte, daß Liesel eben abgefahren sei. Ich habe sie garnicht gesprochen in letzter Zeit überhaupt nur 1x flüchtig!

16/7. Ich will gerade zur Ohe z. engl. Unterricht, habe noch Augenblick Zeit. Henny ist noch nicht zu Hause; hoffentlich kommt sie bald. Ich muß jetzt so oft auftischen: $\frac{3}{4}$ 12 ißt Herr [E.], der seit Freitag wieder arbeitet; $\frac{1}{2}$ 2 ca. essen Fröhl. und ich. Er arbeitet in derselben Wäscherei wie E., hat immer Nachtschicht; $\frac{1}{2}$ 6 ca. ißt Herr S. mit Henny, oder H. später, falls sie noch nicht da ist wie heute. Ich bin es aber schon gewöhnt u. schaffe es ganz gut. Natürlich habe ich genug Arbeit, jetzt auch jede Woche viel zu waschen etc. Mein Gewicht ist auch danach, neulich war ich wieder z. Untersuchung. Habe seit Okt.: $7\frac{1}{2}$ (Pfund) abgenommen, wog noch 100 (Pfund) hoffentlich nicht schon wieder weniger. Dabei habe ich guten Appetit u. esse auch genug, aber zu wenig Ruhe, ist aber nicht zu ändern. Gestern ist Henny 16 Jahre alt geworden, habe nicht mal was gebacken; sie ging nach d. Essen gleich zum Turnen, war also garnicht zu Hause. Aber nächstens ladet sie ihre Freundin u. 2 Jungens s.G.w. ein, dann werde ich backen. Sie hat sich ein Kof-

⁴⁸ Transkription der Postkarte vom 15.7.1941

fer-Grammophon gekauft, wollte sie so gern haben, alt natürlich, aber nur wenige Platten, muss sie extra kaufen wenn sie noch welche haben will. Schade, daß wir damals keine Pl. behalten haben. Fraenze hat unseren Apparat doch gekauft aber vom Altenheim bezahlt. Nun ist es auch egal. Viele herzl. Grüße
Eure Jenny.

Liebe Tante Selma. Es wird Zeit, dass ich ins Geschäft gehe. Mama hat ja auch alles Wissenswerte geschrieben. Was macht die Mischpoche? Wie wohl Lotte, Bernhard und Werner jetzt aussehen? Mich würden sie ja auch nicht wiedererkennen. Nun noch viele Grüsse für alle e.e.l. Henny.

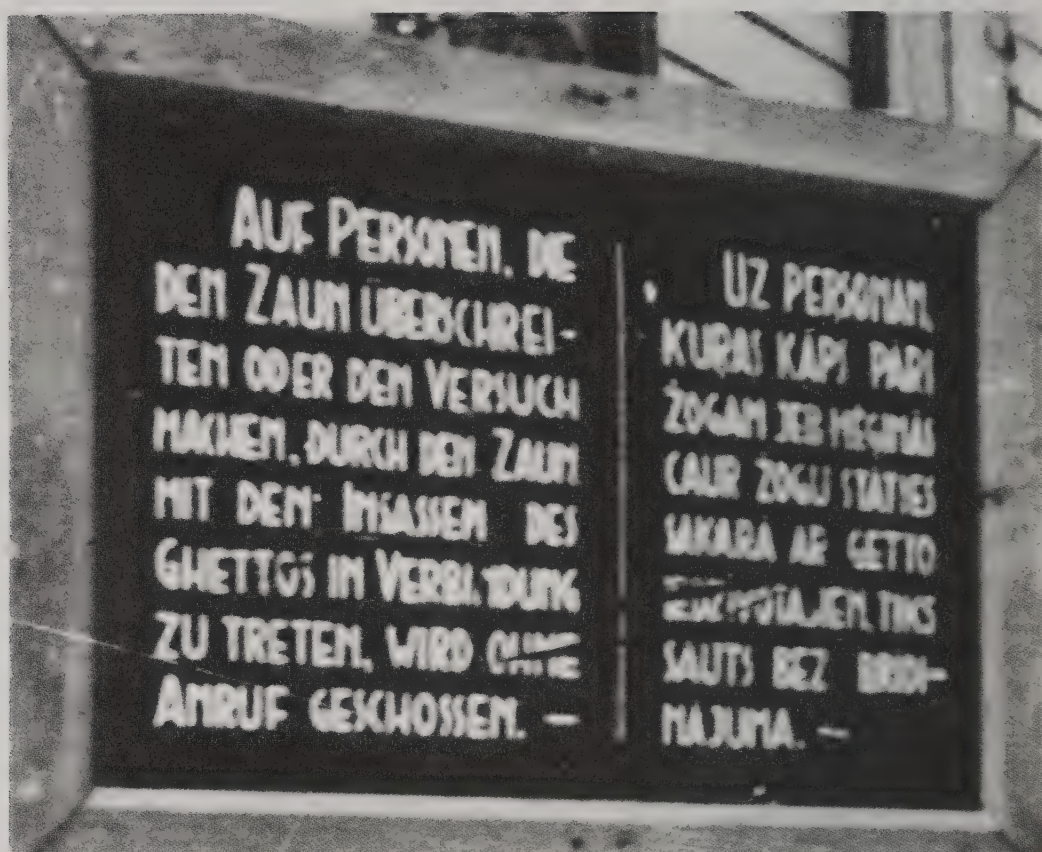


Abb. 21

Warnschild im Ghetto Riga

Text: Auf Personen, die den Zaun überschreiten oder den Versuch machen, durch den Zaun mit den Insassen des Ghettos in Verbindung zu treten, wird ohne Anruf geschossen.

Quelle: Bildarchiv Region Hannover

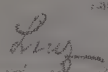
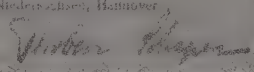
IDENTIFICATION CARD for ex-political prisoner of		Current number Laufz. Nummer	Future number Häftlingsnummer
KZ.-Stützpunkt		name Name	HENNY MARKIEWICZ
AUSWEIS für ehemalige politische Gefangene aus		born geb.	15.7.25 at Hannover
		nationality Nationalität	POLON
		address Adresse	H. Markiewicz, Bismarckstr. 1, B.
		was kept in captivity from	Dec. 41 to Jan. 45
		in Nazi-Germany	and was liberated from the
		warth from	1942 to 1945 in national-
		sozialistischen KZ.-Lager	gefangen gehalten
		and was	in Freiheit gesetzt
Unterschrift Signature		Hauptrecht erscheinender politischer Häftlinge und Niederschreiben, Hannover	
1945 Sept. 12 1945 187		 	

Abb. 22

Ausweis für ehemalige politische Gefangene, ausgestellt auf den Namen Henny Markiewicz, geb. Rosenbaum

Quelle: Henny Simon

BRITISH ZONE OF GERMANY
INTERNATIONAL REFUGEE ORGANISATION
Certificate of Eligibility

1. IRO Serial Number: 340214 2. Area Office: 908 3. Date Issued: 3.1.1949

4. Names: MARKIEWICZ Henny
Surname Christian Name Middle Name

5. Place of Birth: Hannover Germany
Town Province Country

6. Date of Birth: 15.7.1925

7. Present Address: Kernschelstr. 1 B Hannover Germany

8. No. of Accompanying family members under 16 years of age: 1

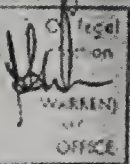
9. Country of last habitual residence: Germany Date left: -

10. Reason for leaving: -

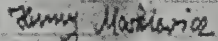
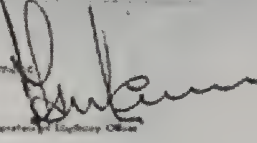
11. Date arrived in British Zone of Germany: -

12. Occupation: Housewife

13. Description: - Weight: 70 kgr. Eyes: Brown Hair: Brown
Language spoken: German

14.  

15. The person mentioned in item 4 above, has been found eligible for the assistance of IRO as outlined below:
Legal and Political Protection only
Legal and Political Protection including Repatriation
Legal and Political Protection including Repatriation or Resettlement
(Strike out items not applicable)

16.  
Secretary of Eligibility Office

17. Date left British Zone: -

18. Reason: -

19. The IRO Office should be notified of all current changes in the status of the person or address.

20. The bearer is entitled to care and maintenance in a Transit Camp only if accepted for repatriation or resettlement.

THIS CERTIFICATE IS NOT A PASS OR IDENTITY CARD

Printed Name: MARKIEWICZ

Abb. 23

Berechtigungsausweis für Bewohner der Britischen Zone, ausgestellt auf den Namen Henny Markiewicz

Quelle: Henny Simon



Abb. 24

Foto vom Geschäft H. Witkowskis: „Schmuck, Brillanten, Teppiche und Wertgegenstände aller Art“

Inhaber: A. Markiewicz und H. Witkowski, Hannover, Herschelstraße 1 B

Quelle: Henny Simon

Meine Reise in die Vergangenheit

60 Jahre später, am 30. November 2001, wurde ein Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus im Wald von Bikernieki in Riga/Lettland eingeweiht. Von 1941 - 1944 wurden hier über 20 000 Menschen, vorwiegend Juden, ermordet. Gerne wäre ich bei der Einweihung dabei gewesen, doch wagte ich nicht, gleich nach dem Terrorakt am 11. September 2001 einen Flug nach Übersee zu buchen. Als sich dann die politische Atmosphäre etwas beruhigte, plante ich eine Reise mit meinen Kindern und Enkeln nach Riga/Lettland und Hannover/Deutschland für Mai/Juni 2002 (Tochter Jenny mit Ehemann Stuart und ihr Sohn Aaron Rabinowitz, Enkel Lee Markiewicz und seine Frau Danielle).

Am Sonnabend, den 25. Mai, flogen wir aus Hartford, CT. ab und kamen am Sonntag, den 26., in Riga an. Es war für mich der erste Schritt auf meiner Spurensuche.

Der Flughafen in Riga brachte die ersten schrecklichen Erinnerungen zurück. Hier hatten viele Juden aus dem Ghetto im „Kommando“ Spilve schwere Zwangsarbeit geleistet.

Wir stiegen im Hotel Maritim ab. Herr Hans-Jürgen Hermel von „Memomedia“ in Hannover war nach Riga gekommen, um ein Video unserer Spurensuche zu machen. Er hatte auch vorsorglich

einen Kleinbus und eine Dolmetscherin besorgt. Er suchte uns im Hotel auf. Mit der Dolmetscherin namens Tatiana hatte er ein Treffen für 4 Uhr nachmittags verabredet, um unser Programm für den nächsten Tag zu planen. Nachdem wir uns mit Tatiana für Montag um 10 Uhr morgens verabredet hatten, fuhr ich mit meinen Kindern und Herrn Hermel per Straßenbahn zur Rigaer Altstadt. Da wir alle hungrig waren, gingen wir erst einmal zum Essen. Mittlerweile war es 10 Uhr abends, doch es war immer noch Tageslicht vorhanden, etwas ganz Besonderes für meine Kinder, denn in den U.S.A. ist es spätestens um 9 Uhr abends dunkel.

Die Altstadt von Riga ist sehr interessant. Die Gebäude sind meistens im Jugendstil gebaut. Da es schon sehr spät war, fuhren wir ins Hotel zurück.

Wie verabredet, war der Kleinbus mit Tatiana um 10 Uhr am nächsten Morgen vor dem Hotel. Tatiana sprach Lettisch, Russisch und Deutsch, so musste ich ständig ihre Erklärungen für meine Kinder ins Englische übersetzen. Dieses war äußerst anstrengend für mich, zumal die Begegnung mit meinem Leidensweg in Riga mich schon sehr mitnahm.

Wir fuhren zum ehemaligen Ghetto. Auf den ersten Blick war es für mich kaum erkennbar, denn da war kein Stacheldrahtzaun mehr, der den ganzen Stadtteil eingeschlossen hatte. Auch war

auf den Straßen des ehemaligen Ghettos jetzt ein starker Autoverkehr. Als erstes stiegen wir an der Gogolstraße aus, wo einst die Große Choral Synagoge gestanden hatte. In dieser Synagoge hatten die Nazis im Jahre 1941 ca. 300 lettische und litauische Juden eingeschlossen und dann das Gebäude in Brand gesteckt. Die Trümmer und ein Gedenkstein erinnern heute an diese unmenschliche Tat. Unsere nächste Station war der alte jüdische Friedhof, wo auch hunderte Juden aus dem Ghetto zwischen 1941 und 1944 erschossen worden waren. Wenn der dortige Gedenkstein nicht an diese Grausamkeiten erinnern würde, glähe der Friedhof heute einem Park. Zu der Zeit, als ich im Ghetto „lebte“, war der Friedhof von einer hohen Ziegelmauer umgeben, die aber nicht mehr existiert. Jetzt fuhren wir über die Leipziger Straße zur Jersikas 39-16, wo meine Mutter und ich in einem Zimmer im obersten Stockwerk einquartiert worden waren. Als ich das Haus betrat, sah ich in Gedanken all die Männer, Frauen, Freunde und Bekannte, die hier untergebracht gewesen waren, von denen nur drei oder vier Hannoveraner überlebt hatten. Hier im Parterre war damals die Lebensmittelausgabe. „Habt ihr schon mal stinkende Fischköpfe gegessen?“, fragte ich meine Kinder und Enkelkinder. „Dort in der Ecke stand ein Fass mit stinkenden Fischköpfen, die hat man uns zum Essen verabreicht. Hier im Treppenhaus mussten wir anstehen, bis wir unsere magere wöchentliche Lebensmittelzuteilung erhielten.“

Als wir die verfallenen Treppen hinaufstiegen, blieb ich am Treppfenster stehen. „Von diesem Fenster aus konnten wir den Galgen sehen“, erklärte ich meinen Kindern. „Wenn man Menschen dort aufgehängt hatte, verhängten wir das Fenster.“ Die Erinnerungen stürzten nur so auf mich ein. Als ich mich wieder gefasst hatte, stiegen wir in die oberste Etage hinauf. Tatiana klopfte an die Tür und als eine Frau, die nur Russisch sprach, öffnete, erklärte sie ihr den Grund unseres Besuches. Ich bin heute noch erstaunt, dass die Frau namens Natascha uns alle, insgesamt acht fremde Personen, willkommen hieß. Sie bewohnte drei Zimmer. Wir gingen erst in das Zimmer, in dem meine sel. Mutter und ich mit Frau Zierer und ihrem Sohn, Arno Löwenstein, Herrn Herrmann Fröhlich und Fräulein Olga Petzon gewohnt hatten. Der Raum sah jetzt so bewohnbar aus, denn er hatte Möbel, einen Teppich und Gardinen am Fenster. „Die einzigen Möbel, die wir 1941 hier im Zimmer vorfanden, waren zwei Betten, ein altes Sofa, ein Tisch mit ein paar Stühlen, ein Schrank und ein Regal. Auch war ein großer Herd hier, doch wir hatten kaum Holz zum Heizen. Im Winter war es hier unter dem Dach so bitter kalt“, erklärte ich meiner Familie.

„Seht ihr, wie breit die Bank dort am Fenster ist? Im Februar und März 1942, als ich meinen entzündeten Zeh hatte und nicht zur Arbeit gehen konnte, setzte ich einen Stuhl auf die Fensterbank, wickelte mich in eine Decke und wärmte mich in der Sonne.“ Ich erinnerte mich an die Wanzen, die an den Wänden gekro-

chen waren und die wir, jedoch ohne Erfolg, mit einer Kerze auszubrennen versucht hatten. Natascha führte uns dann auch in die anderen beiden Zimmer, die sie bewohnte. Mit Hilfe unserer Dolmetscherin erzählte ich ihr, wie viele Menschen in diesen drei Zimmern hatten wohnen müssen und wie wir hier alle gelitten hatten. Als wir uns von Natascha verabschiedeten, nahm sie mich in den Arm wie eine lange verlorene Freundin. Ich werde sie nie vergessen.

Jetzt fuhren wir weiter zum Wald von Bikernieki, wo man meine geliebte Mutter, die Verwandten, Freunde und Bekannten erschossen hatte. Am Eingang ist eine Gedenktafel angebracht. Wir gingen auf dem „Weg des Todes“ bis zum Denkmal. Es ist von Granitsteinen jeglicher Größe umgeben. Vor jedem Feld liegen Platten mit dem Namen der Stadt, aus der die Juden nach Riga gebracht und hier ermordet worden waren. Wir fanden die Platte für Hannover. Ich sprach mit meinen Kindern das Kaddish (Gebet für die Toten) und wir legten einen Stein nieder. Dies war ein schwerer Weg, doch es zog mich zu den Gräbern unserer Ermordeten. Ich glaube, es war sozusagen ein Abschluss für mich.

Letzte Station war das Jüdische Museum, wo der Bus uns absetzte. Meine Kinder gingen in den Museumsraum und ich ins Büro, um mich über das Schicksal einiger mir bekannter lettischer

Juden zu informieren, doch mir konnte gar keine Auskunft gegeben werden.

Inzwischen war es Nachmittag geworden und wir suchten erst einmal ein Restaurant, denn wir waren hungrig. Nachdem wir gut gegessen hatten, gingen wir auf die Suche nach einer Taxe, denn wir wollten noch zum neuen jüdischen Friedhof, wo die Stadt Hannover einen Gedenkstein für die ermordeten Juden aus Hannover hat aufstellen lassen. Wir fanden eine Taxe, doch der Fahrer sprach nur Lettisch, was ein großes Hindernis war. Dennoch erreichten wir den Friedhof. Nachdem wir auch hier einen Stein auf den Gedenkstein gelegt hatten, brachte die Taxe uns zurück zum Hotel. Ein langer, schwerer Tag war zu Ende.

Am folgenden Morgen, nachdem ich mein Gepäck schon für unsere Abreise fertig gemacht hatte, fuhren Herr Hermel und ich noch mit der Straßenbahn zur Düna. Ich sprach dort aufs Video, wie wir im Winter 1942 Bohlen über die fest zugefrorene Düna hatten schleppen und aufstapeln müssen, um dann dieselben Bohlen anschließend wieder auf die andere Seite zu tragen und dort aufzustapeln.

Es ging zurück ins Hotel, wo wir uns von Herrn Hermel verabschiedeten und uns für seine Hilfe bedankten. Nun ging es zum Flughafen und wir flogen über Frankfurt nach Hannover.

Dienstag, den 28. Mai 2002, Hannover

Am Flughafen empfingen uns liebe Freunde aus Hannover, Anke Sawahn und ihr Gatte, Jens Gundlach. Sie brachten uns zum Hotel. In Hannover kannte ich mich noch ziemlich gut aus. So nahm ich meine Kinder, nachdem wir uns erst einmal in unserem Zimmer etwas erfrischt hatten, mit zu einem kleinen Stadtbummel und zu einem guten Essen im Restaurant Moevenpick. Danach ging es zurück zum Hotel.

Mittwoch früh holte uns Jens Gundlach ab und brachte uns zum Jüdischen Friedhof An der Strangriede, um das Grab meiner Großmutter zu besuchen. Hier verabschiedeten wir uns von Jens, denn er musste seiner Arbeit nachgehen. Wir machten noch einen kleinen Abstecher zum Städtischen Krankenhaus an der Haltenhoffstraße, wo mein Neffe, Henry Markiewicz, im Jahr 1949 geboren worden war. Wir mussten für ihn eine Aufnahme machen.

Jetzt ging es per Straßenbahn zu den Herrenhäuser Gärten. Ich habe die schon als Kind geliebt, so wollte ich sie auch meinen Kindern zeigen, die davon ebenfalls begeistert waren. Für mich war der Spaziergang in diesem herrlichen Garten richtig erholend, da ich all die schrecklichen Erinnerungen für eine kurze Zeit vergessen konnte.

Inzwischen war es Spätnachmittag geworden und wir fuhren per Straßenbahn in die Stadt zurück, wo wir noch zum Mahnmal für die ermordeten ehemaligen jüdischen Bürger Hannovers gingen. „Seht ihr hier, Jenny Rosenbaum, geb. Jakobowitz, nach Riga 15.12.1941. Eure Großmutter/Urgroßmutter, meine geliebte Mutter. Sie war erst 54 Jahre alt, als sie in Riga umkam.“ "Hier, Verwandte, Bekannte und so viele Freunde. Alle umgekommen." Es ist so schwer zu fassen und ich frage mich immer wieder, WARUM? Darauf gibt es keine Antwort. In der jüdischen Schule lernten wir einmal ein Gedicht: VON UNSERN LEUTEN WOHT HIER KEINER MEHR. Wer hätte damals gedacht, dass auch ich dieses einmal sagen müsste.

Auf dem Rückweg zum Hotel fuhr ein Polizeiwagen mit blecherner Sirene vorbei, die gleiche Sirene, die die Gestapowagen benutzten. Ich erstarrte vor Schrecken und hielt mir die Ohren zu. Die Tränen liefen unaufhörlich. Meine Tochter stand ganz hilflos an meiner Seite. Nach kurzer Zeit fasste ich mich aber wieder und wir setzten unseren Weg zum Hotel fort.

Donnerstag früh holten uns Jens und sein Sohn Daniel mit zwei Autos ab und nahmen uns zu einer schönen Tour durch Hannover und zum Schloss Marienburg mit. Meine Enkel wollten unbedingt ein Schloss besuchen. Als wir das Auto abstellten, öffnete Jens den Kofferraum seines Wagens und zu unserem größten Erstaunen waren darin Getränke und Naschereien verstaut, die

seine Frau Anke vorsorglich für uns mitgegeben hatte. Es war eine wunderbare Pause zum Entspannen. Gegen Mittag kehrten wir nach Hannover zurück und fuhren zum Maschsee, wo wir im Piergarten, einem sehr hübsch am Maschsee gelegenen Restaurant, unser Lunch einnahmen.

Für den Nachmittag hatten wir uns mit Gabi Lehmberg in Ahlem verabredet, um dort die Gedenkstätte zu besuchen. 1941 war Ahlem der Sammelort für alle Judentransporte. Dort war der Beginn unseres Leidensweges.

Frau Lehmberg, meine Freundin Ruth Gröne sowie ein Fotograf von der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung empfingen uns und waren unsere persönlichen Führer. Meine Kinder sprechen kaum Deutsch, so musste ich ihnen immer wieder Bilder und Artikel ins Englische übersetzen. Wir fanden den Namen meiner Mutter auf der Gedenktafel sowie Bilder von Schulkameraden und Bekannten. Inzwischen war es Spätnachmittag geworden. Wir verabschiedeten uns und kehrten zurück in unser Hotel. Für einen Imbiss gingen wir eben noch in den Bahnhof gegenüber vom Hotel.

Für Freitag war eine Fahrt nach Warburg in Westfalen vorgesehen, der Geburtsstadt meines Vaters (Malermeister Ludwig Rosenbaum). Herr Hermel hatte uns angeboten, uns dorthin zu bringen und wir nahmen seinen Vorschlag mit großer Dankbar-

keit an. Da wir nicht alle in ein Auto passten, kam Herrn Hermels Sohn Shaun mit einem zweiten Auto. Es war eine wunderschöne Fahrt mit einem kleinem Abstecher nach Hameln. Nach etwa zweistündiger Fahrt erreichten wir unser Ziel, das Museum Am Stern in Warburg. Der Kurator wartete schon auf uns, denn ich hatte uns tags zuvor angemeldet. Wir sahen die Ausstellung der ehemaligen Jüdischen Gemeinde Warburgs mit einer Skizze der Warburger Synagoge. Mein Vater hatte diese Skizze 1912 für einen Kostenvoranschlag zur Renovierung des Gebetssaales gemacht und bei seiner Auswanderung nach Shanghai mitgenommen und später in die USA gebracht. Als ich 1986 mit meinem verstorbenen Mann nach Hannover reiste, nahm ich die Zeichnung mit, denn ich dachte, es sei die Synagoge von Hannover. Ich übergab sie Herrn Peter Schulze für das Archiv. Als sich nach der Säuberung herausstellte, dass es die Warburger Synagoge ist, machte Herr Schulze eine Kopie und übergab sie dem Warburger Museum. Es ist das einzige Bild, das die Stadt Warburg von der von den Nazis am 9. November 1938 niedergebrannten Synagoge besitzt. Heute hat dieses Bild einen Ehrenplatz in der Ausstellung gefunden.

Wir hatten noch ein Gebetbuch von meinem Vater mit der Inschrift „J. Hoffmeyer, Warburg“, der Onkel meines Vaters. Dieses übergaben wir auch dem Museum. Nachdem wir das Museum besichtigt hatten, lud uns der Kurator zu einem sehr guten Imbiss ein und hinterher machte er mit uns noch einen

Rundgang durch Alt-Warburg. Wir besuchten den jüdischen Friedhof, wo wir nach dem Grab meiner Großeltern suchten, doch leider ohne Erfolg. Warburg wurde im Krieg nicht zerstört. Es hat uns äußerst gut gefallen. Wir bedankten uns für alles und traten unsere Rückfahrt an.

Abends hatten wir noch eine Einladung der Familie Hermel (Hans-Jürgen, Cecily und Shaun) zum Essen im Restaurant Carmel Wintergarten. Es war ein richtig gemütliches Zusammensein mit lieben Freunden.

Sonnabend früh unternahm ich mit meiner Tochter und ihrem Mann noch einen kleinen Bummel zum Denkmal unserer ehemaligen Synagoge und dann zum Flohmarkt. Die jungen Leute fuhren per Bahn nach Minden-Hille, wo wir noch Familie haben, die sie gerne sehen wollten.

Für den Abend waren wir alle bei Anke und Jens zu einer Gartenparty eingeladen. Sie hatten alle meine neuen Freunde dazugebeten. Auch Gerd Landsberg kam, den ich von der jüdischen Schule und vom Ghetto kannte, ebenso Waltraut Suehle-Bacher, die vor dem Kriege im gleichen Haus wie wir gewohnt hatte, sowie Herr Claus und Frau Ingeborg Gerdts. Letzterer kannte meinen Vater, der mit Herrn Gerdts' Eltern befreundet gewesen war.

Es war der letzte Abend für uns in Hannover, ein wunderschöner Abschluss. Ich hätte nie geglaubt, dass ich mich je wieder mit Deutschen anfreunden könnte. Doch es ist eine neue Generation und ich darf und kann diese Menschen nicht für die Untaten ihrer Eltern und Großeltern verantwortlich machen.

Ich blieb noch bis zum 14. Juni in Deutschland, um meine Cousinen zu besuchen und mich von den Strapazen zu erholen. Meine Kinder flogen schon vorher zurück, da ihre Ferien zu Ende waren.

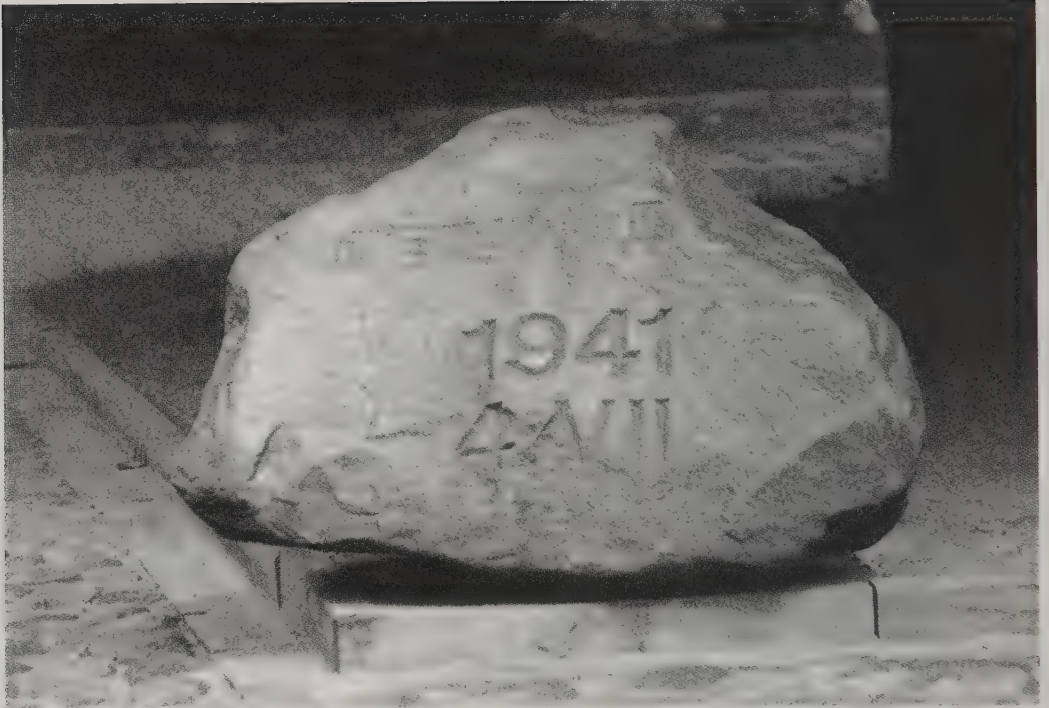


Abb. 25

Gedenkstein für die Große Synagoge in Riga

Quelle: Henny Simon



Abb. 26
Ruine der Großen Synagoge in Riga
Quelle: Henny Simon



Abb. 27

Das Haus im Ghetto von Riga, in dem Henny Rosenbaum und ihre Mutter einquartiert worden waren

Quelle: Henny Simon



Abb. 28

Innenaufnahme vom Wohnungsfenster. Auf der Fensterbank hatte Henny gesessen, als sie wegen ihres erfrorenen Zehs nicht zur Arbeit gehen konnte.

Quelle: Henny Simon



Abb. 30
Mahnmal im Wald von Bikernieki
Quelle: Henny Simon

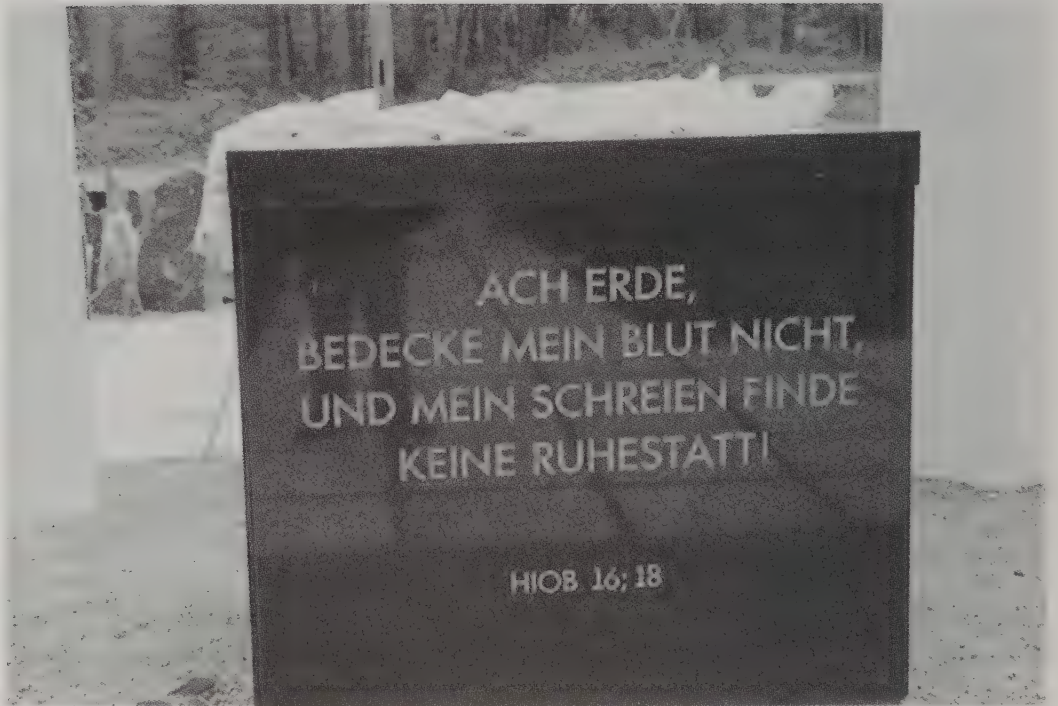


Abb. 31

Gedenkstein im Wald von Bikernieki

Quelle: Henny Simon



Abb. 32

*„Hannover-Platte“ am Mahnmal von Bikernieki zur Erinnerung
an die Deportierten aus Hannover*

Quelle: Henny Simon



Abb. 33

Neuer jüdischer Friedhof in Riga mit den Gedenksteinen für die ermordeten Deutschen aus unterschiedlichen Städten

Quelle: Henny Simon

Meine zweite und letzte Reise nach Riga

Am 19. Mai 2003 flog ich noch einmal mit meinen anderen Enkeln (Michelle Rabinowitz, Abram Markiewicz und seiner Frau Jennifer) nach Riga. Wir kamen am 20. Mai in Riga an und stiegen wieder im Hotel Maritim ab. Da wir dieses Mal nur vier Personen waren, hatten wir ein Taxi mit einem gut Englisch sprechenden Fahrer, der uns auch als Dolmetscher diente. Wir machten die gleiche Tour wie das Jahr zuvor. Im ehemaligen Ghetto sah ich Natascha wieder, die sich sehr mit uns freute.

Dieses Mal blieben wir zwei Tage in Riga. So war es uns möglich, auch zum Wald von Rumbula zu fahren, wo man tausende lettische Juden ermordet hatte. Anschließend fuhren wir zum Wald von Bikernieki. Noch einmal schritt ich mit meiner Familie auf dem „Weg des Todes“ zum Denkmal und den dahinter liegenden Massengräbern. Die Gräber sind mit Kantsteinen eingefasst und durch Naturstein-Stelen gekennzeichnet. Soweit das Auge blickt, Massengräber. Es überwältigt einen. Wir sprachen noch einmal ein Kaddish (Gebet für die Toten).

Am zweiten Tag fuhren wir auch zum 20 km entfernten ehemaligen KZ Salaspils, wo auch viele meiner Freunde und Bekannten umgekommen sind. An der Eingangsmauer steht geschrieben: „Hinter dieser Mauer weint die Erde.“

Da wir genug Zeit hatten, bat ich den Fahrer, uns auch noch zum ehemaligen KZ Kaiserwald zu bringen, von wo meine Mutter bei der Aktion am 22. April 1944 verschleppt worden war. Dort war nichts, nicht einmal ein Gedenkstein, worüber ich sehr enttäuscht war.

Freitag, den 23. Mai, flogen wir nach Hannover, wo die liebe Anke Sawahn uns empfing und zum Hotel brachte. Wir hatten nur zwei Tage in Hannover, die natürlich vollständig ausgefüllt waren. Um all meine lieben Freunde zu sehen, traf ich Sonnabend früh meine Freundin Marianne Prael zum Frühstück und meine Bekannte Waltraut später in den Herrenhäuser Gärten. Freundlicherweise kutschierte uns Cecily Hermel am Sonnabend durch Hannover, zum Maschsee und nach Herrenhausen. Hier hatten wir erst einmal einen gemütlichen Lunch im Moevenpick und dann besichtigten wir den Garten. Ein schöner Tag ging dem Ende entgegen und wir alle waren müde. So lieferte Cecily uns im Hotel ab.

Am Sonntag, unserem letzten Tag in Hannover, wurden wir von Hans-Jürgen Hermel herumgefahren. Erst zum Jüdischen Friedhof An der Strangriede, denn ich musste meinen Enkeln doch das Grab ihrer Urgroßmutter zeigen, und anschließend nach Ahlem, wo uns Gabi Lehmberg, wie das Jahr zuvor, empfing. Nach dem Besuch des Museums fuhren wir alle zu Anke zum Kaffee mit selbstgebackenem, leckeren Kuchen. Zum Abendes-

sen waren wir Gäste der Familie Hermel in einem sehr schönen italienischen Restaurant. Die jungen Leute gingen noch mit Shaun für ein paar Stunden aus und ich ging ins Hotel, um mich auszuruhen. Es war ein langer Tag.

Montag früh gingen wir eben noch in den Kaufhof, um ein paar Geschenke zu besorgen. Um 11 Uhr fuhren wir per Bahn nach Minden zu meinen Verwandten. Meinen Enkeln haben Hannover und ganz besonders meine Freunde sehr gut gefallen. Sie flogen am 29. zurück in die USA.

Da ich in den zwei Tagen, die wir in Hannover waren, nicht alle meine Freunde und Bekannten sehen konnte, kam ich am 31. Juni noch einmal von Minden per Bahn nach Hannover zurück und traf mich zuerst mit Christel Cordes, dann mit Ruth Gröne und Gerd Landsberg. Nachmittags hatten Anke und ich noch eine Einladung zur Familie Gerdts. Claus Gerdts holte uns vom Treffpunkt Bahnhof ab. Wir verbrachten bei ihnen wunderschöne Stunden. Erst gegen Abend brachte uns Herr Gerdts nach Hannover zurück und ich musste nun endgültig Abschied nehmen.



Abb. 34
Gedenksteine im Wald von Rumbula
Quelle: Henny Simon



Abb. 35

Mahnmal am Massengrab im Wald von Rumbula

Quelle: Henny Simon



Abb. 36

Eingang zum ehemaligen KZ Salaspils

Quelle: Henny Simon

Ich blieb nur
zusammen. Da
wir auf eigene
geben lassen, nach
sehr viele Männer
uns, im Rausch
kannste Mädel, die
und nahmen
sich eine Stelle